



Napoleon mustert das Bataillon der westfälischen Sächsenjäger.

Förster Fleck

Mit Napoleon  
nach Rußland 1812

Bilder von R. U. Wille



Österreichischer Bundesverlag  
für Unterricht, Wissenschaft und Kunst  
(vorm. Österr. Schulbücherverlag)  
Wien und Leipzig  
1929

Alle Rechte vorbehalten



Grav 10

Druck der Österreichischen Staatsdruckerei in Wien. 6224 24

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung: Das Jahr 1812 und das deutsche Volk . . . . .	7
1. Der Ausmarsch . . . . .	19
2. Durch Polen nach Rußland hinein . . . . .	24
3. Vor Smolensk . . . . .	32
4. Die Schlacht von Borodino . . . . .	38
5. Moskau und Moskau . . . . .	50
6. Von Moskau zurück . . . . .	57
7. In der Berezina . . . . .	81
8. Gefangen . . . . .	87
9. In Elend und Tod . . . . .	97
10. Fluchtpläne . . . . .	110
11. Die Flucht . . . . .	116
12. Die Rettung . . . . .	126
13. Mein Leben auf Wajimqua . . . . .	132
14. Neue Zuflucht . . . . .	139
15. Abschied und Rückkehr ins Vaterland . . . . .	147
Anhang: Wort- und Sachverklärungen . . . . .	164
Übersicht über den Feldzug 1812 . . . . .	168



### Das Jahr 1812 und das deutsche Volk

Im Jahre 1811 sagte Napoleon zu einem bayerischen General:  
„Noch drei Jahre und ich bin der Herr des Erdkreises!“

Das war keine leere Prahlerei. In Europa standen ihm nur mehr  
zwei große Reiche unbestritten gegenüber, England und Rus-  
land, und er hatte schon mit den Vorbereitungen begonnen, um

zunächst Rußland zu unterwerfen. Er ahnte nicht, daß er den Gipfel seines Glückes schon erstiegen hatte und daß gerade dieses Unternehmen seinen Sturz herbeiführen sollte.

Die Schuld an diesem Kriege trägt wohl Napoleon allein. So verlangte er von dem russischen Kaiser die strenge Durchführung der Kontinentalsperre, d. h. den Abbruch des Handels mit England — die Russen aber hatten in den Engländern die besten Abnehmer für die Rohstoffe ihres Landes, wie Korn, Flachs, Hanf, Leder, Pelzwerk usw.; sie konnten auch nicht auf die englischen Kolonialwaren und Industrieerzeugnisse verzichten und weigerten sich daher, diese mit den wahnsinnig hohen Zöllen zu belasten, die Napoleon in seinen Ländern zur Verhinderung der englischen Einfuhr einheben ließ. In seiner rücksichtslosen Art tat Napoleon dem russischen Kaiser auch eine persönliche Kränkung an: er vertrieb den Herzog von Oldenburg, obwohl dieser ein naher Verwandter des Zaren war. Neben diesen offenen Begegnungen gab es auch andere, die mehr verborgen, aber deshalb nicht geringer waren. Napoleon vergrößerte das Großherzogtum Warschau, so daß die Russen, die einen großen Teil des ehemaligen Königreiches Polen beherrschten, die Wiederherstellung dieses Reiches befürchten mußten; er hegte die Türken zum Kriege gegen Rußland und dachte auch an den Besitz von Konstantinopel, das aber die Russen seit Jahrhunderten selbst erobern wollten.

Was Napoleon von diesem Kriege erhoffte, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, weil er sich darüber nie ausgesprochen hat. Von seiner maßlosen Herrschsucht verblendet,

glaubte er vielleicht gar, über Moskau nach Indien, der wertvollsten englischen Kolonie, kommen zu können. So hätte er freilich das verhaßte England ins Herz getroffen und die Welt Herrschaft im Osten errungen — eine noch gewaltigere Macht als einst vor zweitausend Jahren Alexander der Große!

Es war ein tollkühnes Unternehmen; Napoleon traf aber auch die gewaltigsten Vorbereitungen. Er stellte ein Heer auf, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte: 500.000 Mann zu Fuß, 100.000 Reiter, 1400 Kanonen; dazu Tausende von Pionieren und anderen Hilfstruppen, von Fuhrleuten und Trostknechten. Diese Heeresmasse verdiente mit Recht den Namen: „Große Armee“.

Schon 1811 begannen in Spanien, in Italien und Preußen die Truppenverschlebungungen gegen die russische Grenze und alle Völker Europas, die als „Verbündete“ unter Napoleons Gewalt standen, mußten ihm Soldaten geben: so die Portugiesen und Spanier, die Italiener, die Südslawen (damals „Illyrer“ genannt), die Polen, die Holländer, vor allem aber die Deutschen. Es kamen Bayern, Sachsen, Westfalen, Württemberger, Hessen, Badener, Rheinländer und Deutsche von der Ruhr, Thüringer, Mecklenburger, deutsche Schweizer, Preußen und Deutschösterreicher.\*

So waren alle Stämme des deutschen Volkes in der „Großen Armee“ vertreten, im ganzen durch ungefähr 200.000 Mann.

\* und die Elßässer, die seit den Raubzügen Ludwigs XIV. französische Untertanen waren.

Nun kann man durch zahlenmäßige Übermacht allein noch keinen Krieg entscheiden; es muß in den Soldaten auch ein starker Wille zum Siege lebendig sein. Hierin hatte Napoleon ebenfalls nichts zu befürchten.

Die französischen und polnischen Truppen zogen in ehrlicher Begeisterung mit: die Franzosen kämpften für ihren Kaiser und den Ruhm ihres Volkes,\* sie hatten auch die Aussicht auf die höchsten Ehrenstellen, auf die reichste Beute; den Polen aber hatte Napoleon die Wiederherstellung ihres Königreiches versprochen. Die anderen Völker teilten allerdings diese Begeisterung nicht. So fühlten besonders die Deutschen, daß sie für ihren Unterdrücker gegen ein befreundetes Reich kämpfen sollten; dazu wurden sie im französischen Heere fortwährend zurückgesetzt: sie waren immer schlechter verpflegt als die Franzosen, sie bekamen weniger Auszeichnungen („Kreuze der Ehrenlegion“), sie wurden von den französischen Offizieren meist sehr hochmütig behandelt — denn auch bei den deutschen Heerestellen waren die höheren Offiziere, Generale usw. gewöhnlich Franzosen. Trotzdem war die Stimmung unter den deutschen Truppen nicht schlecht. Wenn sie auch Napoleon nicht liebten, ja vielfach haßten, so erfüllte sie es doch mit Stolz, unter dem größten Feldherrn des Jahrhunderts zu kämpfen; und wenn auch einzelne von trüben Ahnungen über das Ende des Krieges gequält wurden, so folgte

\* Napoleon hat es verstanden, den schon von Natur aus maßlosen Nationalstolz des französischen Volkes noch zu steigern: so hat er unter anderem auch die Bezeichnung der Franzosen als „la Grande Nation“ (die Große Nation) erfunden!

ihm doch die große Masse voll Vertrauen; wo er sich zeigte, dort war ja der Sieg — Aspern war schon halb vergessen. Die echten Soldatennaturen kümmerten sich überhaupt nicht um Ziel und Bedeutung des Krieges; mitgerissen von der wilden Kriegslust der napoleonischen Zeit, dachten sie nur an ihre Mannesehre und die Ehre ihres Volkes und es war für viele gesprochen, wenn einer der Mittkämpfer nachher bekannte: „Das bluttriefende Schwert fragte nicht: Warum und gegen wen gezückt? sondern nur: Wie geschlagen?“

Und so haben die Deutschen in der „Großen Armee“ mehr als ihre Pflicht getan; sie haben sich nicht nur beim Vormarsch durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet, sie haben Napoleon auch im Unglück die Soldatentreue bis in den Tod gehalten, ja bis in die Gefangenschaft, die schrecklicher war als der Tod! Nicht ein deutsches Regiment hat sich den Russen auf freiem Felde ergeben und nur wenige haben sich in der Gefangenschaft zwingen lassen, in die „Russisch-deutsche Legion“ einzutreten, um jetzt gegen Napoleon zu kämpfen. — — — — —

Großartig war auch die Ausrüstung des Heeres. Napoleon war ja der Herr von Europa, der seine Bundesgenossen nicht im geringsten schonte. Seinen strengen Befehlen gemäß sollten die Soldaten die besten Waffen und die beste Kleidung bekommen; 32.000 Fahrzeuge und 150.000 Pferde wurden aufgeboten, um dem Heere die notwendigen Vorräte nachzuführen — ganz abgesehen von den vielen Wagen der Marktentender oder Händler, die auf eigene Rechnung mitzogen; an allen Straßen des Vormarsches sollten Magazine angelegt werden und noch vor dem

russischen Grenzflüsse gab er den Befehl, daß jeder Soldat einen Mundvorrat auf vierzehn Tage mitzunehmen habe. In Rußland selbst wollte er es nach seinem alten Grundsatz halten: Der Krieg hat den Krieg zu ernähren! — d. h. die Bewohner der eroberten Länder sollten dem Heere alles Notwendige liefern.

Übrigens wurden beim Vormarsch schon die Bundesländer, sogar das engbefeundete Sachsen, besonders aber Norddeutschland (und später auch Polen) rücksichtslos behandelt. Lebensmittel, Wagen und Pferde mußte man — meist ohne die geringste Bezahlung — in Menge liefern und der Durchzug des Riesenheeres, der fast einen Monat andauerte, wurde zu einer furchtbaren Plage. Die Deutschen und auch viele der fremden Truppen führten sich meist bescheiden auf; anders aber die Franzosen. Wie ein Heuschreckenschwarm zehrten sie und ihre Pferde das Land auf. 1811 war eine Mißernte gewesen; kaum hatten die Bauern den Samenhafer erspart und den fraßen nun die französischen Kriegspferde. Sie fraßen den letzten Palm Heu, das letzte Bünd Stroh. Und gräßlich wie die Tiere, verzehrten ihre Herren. Vom Marschall bis zum Gemeinen waren sie nicht zu sättigen. König Jérôme hatte in Slogau, einer kleinen Stadt, täglich 400 Taler (damals eine große Summe) zu seinem Unterhalt erpreßt, Junot, der Herzog von Abrantes, vier Wochen lang täglich 75 Taler. Die Frau des armen sächsischen Dorfpfarrers Schloffer mußte den Offizieren Pechte und Schinken in Rotwein kochen; den fettesten Rahm tranken sie aus großen Krügen und gossen Zimtfessenz hinein. Auch der

Gemeine tobte, wenn er zu Mittag nicht Suppe, Fleisch und Gemüse, Braten und Salat erhielt. — In vielen preussischen Dörfern plünderten sie wie in Feindesland; was sie nicht mitnehmen konnten, zerschlugen sie womöglich — getreu dem Sprichworte: Nach uns die Sündflut! — Es ist daher kein Wunder, wenn einige preussische Gemeinden erst im Jahre 1915 (also im Weltkriege, in einem abermaligen Krieg mit Frankreich) mit den Schulden fertig geworden sind, die sie 1806 bis 1813 hatten machen müssen, um die französischen Einquartierungskosten und Geldforderungen bezahlen zu können. — — —

Der Untergang des russischen Reiches schien Napoleon eine gewisse Sache zu sein. Das zeigte sich in seinem ganzen Auftreten. Überall auf das feierlichste empfangen, zog er in Begleitung seiner Kaiserin wie ein Triumphator durch Süddeutschland. Zu Dresden hielt er dann ein überaus prunkvolles Hoflager, wo sich alle Fürsten und Könige, die unter seiner Oberhoheit standen, einzufinden hatten. Als eines Tages sein Adjutant zu einer Sitzung um etliche Minuten zu spät kam und Napoleon ihn schon zornig ansahen wollte, entschuldigte er sich schnell mit den Worten: „Sire, es war in Ihren Vorzimmern ein solches Gedränge von Königen, daß ich nicht durchkam!“

Das war in den Maitagen des Jahres 1812. Sieben Monate hernach kam Napoleon als Flüchtling aus Rußland zurück; in einem gewöhnlichen Schlitten, nur von wenigen Getreuen begleitet, durchhellte er unter einem falschen Namen

Deutschland. Die „Große Armee“ aber war elend zugrunde gegangen.

Wo sind nun die Ursachen dieses ungeheuren Zusammenbruchs zu suchen?

Der große Feldherr hatte sich — wie immer — durch ein sorgfältiges Studium des Kriegsschauplatzes für sein Unternehmen vorbereitet; er hatte auch — wie seine Vorkehrungen für die Verpflegung beweisen — von allem Anfang an mit den Schwierigkeiten gerechnet, die sich für jeden eindringenden Feind aus den geographischen Verhältnissen des russischen Reiches, besonders aus seiner riesigen Größe und der dünnen Besiedlung, ergeben mußten. Dennoch hat er gerade diese Umstände zu wenig gewürdigt, so daß er sein Heer nach einem verfehlten Kriegsplane vorrücken ließ.

Während der linke Flügel (meist Preußen unter York) gegen Riga und der rechte Flügel (meist Österreicher und Sachsen unter Schwarzenberg, dem späteren Sieger von Leipzig) gegen das südliche Litauen zog, stieß der mittlere Teil des Heeres (die eigentliche „Große Armee“, am russischen Grenzflusse Njemen noch 480.000 Mann stark) in das Innere Rußlands vor gegen das so weit entfernte Moskau — statt über Riga gegen Petersburg zu marschieren. Blind und taub gegen alle Ratsschläge und Warnungen der Generale, nur seinem alten Glück vertrauend, folgte Napoleon mit der „Großen Armee“ den weichenden Russen bis Moskau nach.

Die Russen besaßen keinen Rückzugsplan; ihr erster Führer, Barclay de Tolly, ein Deutschrusse, mußte einfach weichen, weil er dem Feinde nur 200.000 Mann gegenüberstellen konnte. Die echt russischen Generale waren mit diesem Rückzug gar nicht einverstanden; sie bildeten sich in ihrem Hochmute ein, Napoleon schon an der Grenze aufhalten zu können, trotz seiner Feldherrnkunst und seiner überlegenen Truppen, die viel kriegstüchtiger waren als die russischen. Nur die deutschen Offiziere im Russenheere erkannten die Bedeutung dieses Rückzuges: je weiter Napoleon vordrang, desto weiter entfernte er sich von seinen Hilfsquellen, von seinen Magazinen usw., desto schwächer mußte sein Heer werden, bis es reif war für den Zusammenbruch.

Und so ist es auch gekommen. In den endlosen, menschenarmen, von den Russen vielfach verwüsteten Ebenen erlitt Napoleons Heer schon beim Vormarsch ungeheure Verluste — durch die vielen Gewaltmärsche, durch Hitze, Hunger und Durst, durch Krankheiten und Kämpfe.

Als endlich das so heiß ersehnte Moskau erreicht war, wurde es von den Russen in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt und so für die Franzosen als Stützpunkt unbrauchbar gemacht; Napoleon aber beging hier wieder einen großen Fehler. Gewohnt, in den eroberten Hauptstädten seiner Feinde den Frieden zu diktieren, ließ er sich von den schlauen Russen wochenlang in Moskau hinhalten und versäumte so die beste Zeit für den unausweichlichen Rückzug. Die plötzlich einbrechende

Wintertälte, der Mangel an guten Pferden, die Unfähigkeit der Verpflegsbeamten im Hinterlande sowie die Angriffe der Russen trieben dann die „Große Armee“ vollständig auf.

Im Jänner 1813 sammelten sich hinter der schließenden Weichsel die Reste des Heeres, ungefähr 60.000 Mann, meist Preußen und Österreicher von den Flügelarmeen, die weniger gelitten hatten. Über eine halbe Million Soldaten waren in Rußland geblieben, tot oder gefangen — was dasselbe bedeutete, denn die Gefangenen kamen fast alle ums Leben. So war Rußland zum Grabe für Napoleons Übermacht geworden. — — —

Die Flammen des brennenden Moskau leuchteten über Europa als die Morgenröthe der kommenden Freiheit. Das deutsche Volk aber mußte diese Freiheit schon jetzt mit dem Leben von Hunderttausenden seiner Söhne bezahlen; denn von den deutschen Soldaten der „Großen Armee“ kehrten nur zwei- bis dreitausend nach Hause zurück — 26.000 Westfalen z. B. waren in den Krieg gezogen und nicht einmal tausend sahen die Heimat wieder! Im ganzen sind bei 180.000 Deutsche nicht wiedergekommen.

„Nicht wiedergekommen!“ Das war damals das schreckliche Wort, das in so vielen deutschen Familien umging, das von Vater und Mutter, von Schwestern und Bräuten unter bitteren Tränen wiederholt wurde. — Aber wo war er geblieben? Man hatte nicht einmal den Trost zu wissen, wie sein Ende gewesen war. War er im Kampfe gefallen? Lag er erstoren in den Schneefeldern des Nordens? Oder hatte er sein Leben gelassen in den

grausamen Händen der Kosaken, der Muschik, der litauischen Bauern oder der Juden von Wilna? Und die Herzen aller erbebten über den noch nie gekörten Menschenjammer, sobald einer der wenigen Heimkehrer zu erzählen begann.

Napoleon aber hatte die eiserne Stirne, sich des Unterganges dieser Deutschen zu rühmen. 1813 sagte er zu dem österreichischen Fürsten Metternich: „Die Franzosen können sich über mich nicht beklagen; um sie zu schonen, habe ich die Deutschen und die Polen geopfert. Ich habe in dem Feldzuge nach Moskau 300.000 Mann verloren, es waren nicht mehr als 30.000 Franzosen darunter!“ Und schon vorher hatte er dem Fürsten auf die Vorstellungen, er solle nicht abermals die Jugend Frankreichs einem unnötigen Kriege opfern, die rohe Antwort gegeben: „... ein Mann wie ich schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen!“ Diese Aussprüche zeigen wohl deutlich genug, daß auch die fürchterlichsten Menschenverluste sein Herz nicht zu rühren vermochten. — — — — —

Fürster Fied ist einer der bedeutendsten Berichterstatter über diese Zeit. Er stammte aus der Hildesheimer Gegend in dem damaligen Kbnigreiche Westfalen. Dieses Reich hatte Napoleon im Jahre 1807 aus dem Lande Hannover und einigen anstoßenden Gebieten gebildet und darin seinen Bruder Jérôme (Pleonymus) als König eingesetzt. Die Staatsgüter wurden (wie in allen eroberten Ländern) an die französischen Generale verschenkt, die Steuern erhöht und die ganze männliche Jugend vom 20. bis 25. Lebensjahre als kriegsdienstpflichtig erklärt. So kam auch



Fleck — er war damals Forstadjunkt — in das westfälische Heer und damit zur „Großen Armee“ (19.000 Westfalen bildeten das 8. Korps der „Großen Armee“, andere 7000 waren — wie die meisten Deutschen — regimentweise im ganzen Heer verstreut).

Mit feinen schlichten, aber wahrheitstreuen Schilderungen hat Förster Fleck dem deutschen Heldentum des Jahres 1812 ein unbergängliches Denkmal gesetzt.

(Hauptsächlich benützte Quellen für die Einleitung und die Anmerkungen: Holzhausen, Die Deutschen in Rußland 1812, Berlin 1912; ferner die Selbstberichte von Schloffer, Lohberg, Walsmann, Metternich und Kutz.)



## 1. Der Ausmarsch

Es war am sechsten März des Jahres 1812, als die Garde<sup>1</sup> des Königs Jérôme von Westfalen und zugleich das Bataillon<sup>2</sup> der Büchsenjäger, in dem ich diente, aus Kassel marschierte, um zu der „Großen Armee“ zu stoßen, die auf Napoleons Befehl gegen Rußland anrückte.

Ich kann nicht sagen, daß wir mit sonderlicher Freude diesen Marsch antraten; wir waren Deutsche und Rußland, gegen das wir kämpfen sollten, hatte eine und dieselbe Sache mit Deutschland, wir standen daher im Begriff, gegen den Vorteil unseres eigenen Vaterlandes feindlich aufzutreten. Jedes hatten wir nicht viel Zeit zum Nachdenken und es half uns auch nichts; wir waren froh, des einsörmigen Kasernens Lebens und ermüdenden Paradebetriebes gewiß auf lange Zeit enthoben zu sein.

<sup>1</sup> Siehe die „Wort- und Sachverklärungen“ auf Seite 164!

Wir kamen am ersten Tage unseres Ausmarsches über Münden bis nach Göttingen, wo uns Nachtquartiere angewiesen wurden. Die Göttinger Bürger wie die Studierenden nahmen uns höchst freundschaftlich auf; wir kamen nach langer Zeit zum erstenmal wieder in näheren Verkehr mit Bürgern, die uns aufs beste behandelten, und wir konnten einen Vergleich zwischen hier und Kassel anstellen, der freilich sehr zum Nachtheil des letzteren ausfiel. In Kassel begegnete man uns, kamen wir je in Berührung und Verkehr mit dortigen Bürgern, sehr kalt und nachlässig und wirkehrten gern in unsere engen Kasernen zurück; man hielt uns dort für Werkzeuge der Tyrannei<sup>2</sup> und betrachtete uns als solche. Man bedachte nicht, daß wir gezwungen waren, und die Kasselschen Bürger vergaßen, daß ja auch sie selbst ganz ruhig die Herrschaft eines Strubers von Napoleon ertrugen, ja um so lieber ertrugen, als ihre Stadt der Sitz der höchsten Regierungsbehörden war und von der Hoffhaltung Jérômes großen Vorteil hatte.<sup>4</sup> Dennoch wurde dem Soldaten dort die Achtung und Liebe nicht, auf die er, wie das Mitglied jedes andern rechtlichen Standes, Anspruch hat. So konnte es nicht fehlen, daß die liebevolle und gütige Behandlung, die uns allen in Göttingen zu Theil ward, eine dankbare, angenehme Erinnerung bei uns zurückließ.

Wir waren sämtlich frohlich und guter Dinge, als wir am folgenden Morgen, von den Glückwünschen der Göttinger begleitet, unsern Marsch wieder antraten, der durch das Eichsfeld nach Sondershausen ging. Ich glaube, es ist allgemein

bekannt, daß auf dem Eichsfelde mehr Armut als sonst etwas ist, daß besonders aber die Wege bei schlechtem Wetter kaum zu passiren sind, und so kam es denn, daß wir oft nach langen, erschöpfenden Märschen nur sorgliche Verpflegung bekamen und froh waren, als wir endlich bei Sturm und Unwetter in Sondershausen einmarschirten. Das Jägercorps wurde wegen Überfüllung durch Truppen auf die benachbarten Dörfer verlegt. Die Kompagnie, bei der ich stand, kam in das Dorf Groh-Forra, wo ein günstiger Zufall mich mit noch 13 Mann beim Förster Knauert ins Quartier brachte. Der biedere Förster bewirtete uns höchst freundschaftlich und verließ das Zimmer, das uns angewiesen war, fast keinen Augenblick, um gleich immer selbst unsern Bedürfnissen abzuhelfen zu können; er blieb sogar die Nacht hindurch bei uns und schlief auf demselben Strohlager, das für uns alle bereitet war. Ich führe dies hier nur an, weil es gewiß nicht oft vorkommt, daß der Soldat freundlich und gut in seinem Quartier aufgenommen wird.

Von Sondershausen marschirten wir über Eisleben nach Halle. In Halle wurden uns einige Ruhetage vergönnt, die ich fleißig benutzte, um alle Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen. Dann ging unsere Reise weiter auf Dessau. Die schlechte Verpflegung, die wir in dem mit Truppen überfüllten Orte fanden, hatte zur Folge, daß wir uns gern von dieser schönen Gegend und ihren herrlichen Fluren trennten. Wir waren froh, als uns der Wasserstand der Elbe erlaubte, über Wittenberg in die Niederlausitz zu marschiren, wo wir nach einigen

Tagemärschen in dem Städtchen Muskau ankamen, in dem wir, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, acht bis zehn Tage verweilen mußten.

Die Gegend konnte uns nicht gefallen; denn der Boden war sandig und die einformige Öde wurde höchstens von Fichten und Birkenwäldungen unterbrochen.

Wir fanden hier die ersten Wenden und so kam zu dem Ungemach der schlechten Örtlichkeit eine uns bis jetzt gänzlich ungewohnte Lebensweise, eine fremdartige Sitte und unverständliche Sprache. Es schien hier mit der Kultur ein Ende zu haben; wir vermisteten Deutschland, deutsche Verpflegung, deutschen Umgang zum ersten Male. Ein unheimliches Gefühl, halb Helmtweh, halb Ahnung von zukünftigen bösen Dingen, bemächtigte sich meiner, als ich die traurige Gegend mit den lachenden Fluren meiner Heimat, als ich das Los der armen selbigen Wenden mit dem unserer Bayern verglich.<sup>5</sup>

Behörig eingerichtete Wohnungen mit Öfen kannte man hier nicht; es waren nur niedrige, ärmliche Hütten mit elenden Kaminen, eher Rauchkammern als Aufenthaltsorten für Menschen ähnlich. Wie es bei diesen armseligen Einwohnern mit unserer Verpflegung stand, wird sich jeder denken können, der weiß, daß von nichts — nichts kommen kann.

Unsere langen Aufenthalt in Muskau mußten wir durch Eilmärsche wieder gutmachen; manchen Tag marschierten wir 7 bis 8 Meilen in einer schlechten Gegend und bei höchst dürftiger Verpflegung, bis wir endlich in Slogau ankamen. Hier wurde uns einige Tage Ruhe gegönnt und wir erhielten hier auch

wieder gutes Brot, treffliches Gemüse und kräftiges Fleisch, zugleich aber auch die Weissung, uns auf mehrere Tage mit Lebensmitteln zu versehen, weil wir diese auf unserem weiteren Marsche durch elende polnische Dörfer nicht bekommen würden.

Von diesem Zeitpunkt an, etwa im Anfang des Monats Mai, verloren wir Deutschland gänzlich aus dem Gesichte.





## 2. Durch Polen nach Rußland hinein

Nun hatten wir es mit schmutzigen Polen und immerwährend schlechten Quartieren zu tun. Von den Bauern wurden wir überall mit den Worten empfangen: „Nima Kieba, nima Soki!“ (Kein Brot, kein Salz) und wir mußten daher von den mitgebrachten Lebensmitteln zehren.\* Da die Wohnungen mit Schmutz und Ungeziefer aller Art überhäuft waren, nahmen wir unser Nachtquartier meist unter Gottes freiem Himmel. Zum Glück für uns hatte der Mai schönes und warmes Wetter.

In Fraustadt aber, der ersten polnischen Stadt, die wir betraten, konnten wir wie in den folgenden Städten nicht

\* Das Jahr 1811 war auch in Polen ein Mißjahr gewesen. Die Westfalen waren so gutmütig und ließen sich abwelsen, andere aber nicht!

mehr bivouakieren.<sup>6</sup> Da durften wir des Abends unsere Häuser nicht verlassen und mußten dem Ungeziefer den so nötigen Schlaf aufopfern.

Von Fraustadt marschierten wir über Lissa auf Warschau zu. Etwa drei Stunden vor dieser Stadt bezogen wir auf acht Tage ein Lager und rückten danach in Warschau selbst ein. Das Bataillon Jäger, in dem ich stand, wurde in der „Neue Welt“ genannten Vorstadt einquartiert. Hier konnte es uns schon gefallen; denn Warschau ist eine große, schöne Stadt, wo man für Geld alles Mögliche erhalten konnte, und mancher würde sich hier wieder von den Strapazen erholt haben, hätten ihm nur nicht die Mittel dazu gefehlt; denn seit dem Abmarsche aus Kassel hatten wir keine Löhnung mehr erhalten. Auch mußte man sich sehr in acht nehmen, daß man nicht überteuert wurde. Der Handel liegt hier in der Hand der Juden, die übrigens recht dienstfertig und eifrig waren und uns, wenn es ihnen reichlich bezahlt wurde, auch als Dolmetscher<sup>7</sup> gute Dienste leisteten.

Wir blieben in Warschau ungefähr drei Wochen. Während dieser Zeit mußten wir täglich egerieren und den Wachdienst vor dem sächsischen Palais, das Jérôme, der König von Westfalen, bewohnte, versehen. Bei Warschau hatten wir große Revue (Heerschau) vor dem König von Westfalen, zwei Marschällen von Frankreich und dem General Vandamme. Dies war das letzte Mal, daß wir unsern bisherigen Korpskommandanten Vandamme sahen: man sagte uns, der Kaiser habe ihm ein anderes Kommando in Spanien übertragen.<sup>8</sup>

Die westfälischen Gardes, wozu auch das Jägerkorps gehörte, waren von nun an immer in der Nähe Jérômes und unter dessen Oberbefehl.

Bald nach unserm Abmarsch aus Warschau wurde ich mit noch drei Jägern dem Obersten Labille als Ordonnanz<sup>9</sup> zugeteilt; dieser Oberst war der Quartiermeister des Königs von Westfalen und ich kann nicht leugnen, daß ich mich nun vierzehn Tage lang sehr wohl befand. Obgleich in dieser Zeit viele Eilmärsche bei fast unausgesetzlicher Hitze zurückgelegt werden mußten, hatte ich doch wenigstens den Vorteil, daß mein Gepäck gefahren wurde und ich selbst mich hin und wieder des Wagens bedienen konnte. Meine Kameraden litten unterdes schon an dem Notwendigsten Mangel; an eine geregelte Verpflegung war von jetzt an nicht mehr zu denken.

Ich glaube, daß die schlechten Anstalten zur Verpflegung des Militärs sowie die oft lange Zeit hindurch währenden Quartiere dieses zum Mißlingen des russischen Feldzuges mit beigetragen haben. Statt erst im Juni aus Warschau zu marschieren, hätten wir um diese Zeit wenigstens in der Nähe von Moskau sein müssen; was an diesen Verzögerungen schuld war, weiß ich nicht; doch kann ich nicht begreifen, warum Napoleon, der seine Haupterfolge immer durch Schnelligkeit herbeizuführen wußte, hier oft so langsam und zaudernd verfuhr.

Bei der unerträglichen Hitze und der schlechten Verpflegung konnte es nicht ausbleiben, daß schon jetzt Krankheiten ausbrachen und viele zurückblieben.

Am 30. Juni erreichte Jérôme mit seiner Armee — bei 80.000 Mann, Westfalen, Sachsen und Polen — die Stadt Grodno am Njemen, wo wieder ein Lager aufgeschlagen wurde.

Das russische Hauptheer unter Barclay de Tolly war an der Straße von Wilna nach Smolensk aufgestellt gewesen, ein zweites Heer unter Bagration bei Grodno. Napoleon hatte mit dem Hauptteil der „Großen Armee“ den Njemen bei Rotno überschritten und den weichenden Barclay so rasch verfolgt, daß er schon am 28. Juni in Wilna stand. Von hier schickte er Truppen nach Minsk in den Rücken von Bagration; Jérôme aber sollte Bagration gegen Minsk treiben, damit dieser zwischen zwei Feuer komme und vernichtet werde. Jérôme rückte nun zu langsam und ungeschickt vor und der Russe konnte entweichen. Napoleons erster Plan war damit bereitet und er nahm Jérôme den Oberbefehl, worüber dieser sich sehr beleidigte.)

In Riesewitz verließ uns auf einmal unser König und ging mit der Garde du Corps<sup>10</sup> nach Deutschland zurück. Wir Jäger genossen das Glück und Vergnügen, ihn drei Tagemärsche weit zurückzubegleiten, und es hieß sogar zuerst, daß wir mit ihm ganz nach Deutschland gehen sollten; allein wir mußten bald wieder den übrigen Truppen folgen und diese durch angestrengte Märsche in zehn Tagen einholen. Wir bekamen als Nachfolger des Königs den Herzog von Abrantes, Junot.<sup>11</sup> Man sagte uns, Jérôme hätte mehrere Verstöße gegen die Befehle des Kaisers begangen und sei daher in sein Königreich zurückgeschickt worden. Wir verloren

dies durch diese Rückreise des Königs; jetzt wurden wir den übrigen Truppen einberufen und waren keine Garden mehr. Alle Vorteile hörten auf und wir empfanden dies schmerzhaft genug, besonders da wir jetzt fast immer Gewaltmärsche über ungeheure Steppen zu machen hatten und die Hitze von Tag zu Tag zunahm.

Viele Soldaten starben und manches Pferd stürzte. In der Nähe von Orscha wurde nochmals ein Lager aufgeschlagen, worin wir acht bis zehn Tage verblieben. In dieser Gegend wird außerordentlich viel Bienenzucht, nicht wie bei uns in Strohkörben, sondern in ausgehöhlten Baumstämmen getrieben. In einem Klostergarten, der etwa eine Viertelstunde von unserem Lager entfernt war, fanden sich allein 400 solcher Bienenstöcke mit Bienen vor. Wir erbeuteten eine reichliche Masse Honig aus den Zellen. Hiermit waren jedoch der Hunger und Durst unserer Leute noch nicht zufriedengestellt; sämtliche Bienen wurden getötet und der frische, der Gesundheit schädliche Honig wurde mit Bier und im Uebermaß genossen, so daß viele Soldaten unter starkem Durchfall litten und eine große Anzahl gar starb.\*

\* Ursachen und Folgen der schlechten Verpflegung: Bei den Eilmärschen konnten die Vorratswagen (auf den dazu noch sehr schlechten Wegen) nicht nachkommen. Auch waren die französischen Verpflegungsbeamten ihrem Dienste nicht gewachsen, so daß viele Befehle Napoleons überhaupt nicht ausgeführt wurden. Das Land (Litauen) war arm an Menschen und hatte daher wenig eigene Vorräte; die vorhandenen Magazine aber waren von den verfolgenden Russen meist zerstört worden.

Von Orscha marschierten wir in Eilmärschen auf Smolensk.<sup>o</sup> Da hatte das 8. Korps, zu dem wir gehörten, zwei Tage reisen vor Smolensk den Unfall, irreführt zu werden.

Von den um Nahrung ausgehenden Soldaten kamen viele (meist Spanier, Italiener und Südslaven, denen die strenge Ordnung im Heere besonders zuwider war) nicht mehr zurück und bildeten Räuberbanden. Auch die andern Soldaten (vor allem Franzosen und Polen) schleppten mit, was sie nicht genießen konnten, oder zerstörten es; die hölzernen Häuser rissen sie für ihre Lagerfeuer nieder. Die Franzosen waren es seit jeher so gewöhnt, die Polen taten es aus Haß auf die Russen. — Viele Dörfer brannten allerdings durch bloße Unvorsichtigkeit nieder; auch haben die Russen sehr viele angezündet, die Schuld aber auf die Franzosen geschoben. — Das alles mußten später auch viele Unschuldige mit ihrem Leben büßen.

Zu der Hitze (im August 35° C.) kam die Wassermangel der russischen Ebene: aus Brunnen mit versauertem Wasser, aus eiskalten Pfützen mußte man trinken; daher (und durch die schlechte, ungleiche Ernährung) die Ruhr. Schon aber starben viele Menschen bloß an Schwäche!

Die Pferde fielen um, da sie nur Grünfutter und saules Dachstroh bekamen und dazu noch schlecht behandelt wurden. Nur die deutschen und polnischen Reiter haben ihre Tiere gut gehalten.

Napoleon tat gegen alle diese Übelstände, was er tun konnte! Er machte mit dem Hauptheer in Wilna und später in Witebsk auf einige Zeit halt und ordnete die Truppen. Er ließ viele Plünderer erschließen und reichte die Nachzügler wieder ein; er sorgte für frische Pferde, für Lebensmittel und Lazarette. Er hatte aber bis Witebsk schon 100.000 Mann verloren, ohne Schlacht! So begann also die Vernichtung des Heeres schon auf der ersten Strecke des Vormarsches. Und in das eigentliche Rußland mit russischer Bevölkerung kam man erst nach Witebsk. Die Leute waren hier von allem Anfang an sehr feindselig und das Land von den russischen Soldaten schon planmäßig verwüstet.

\* Erst dort haben sich die Westfalen mit dem Hauptheer unter Napoleon vereinigt.

Wir hatten nämlich einen großen finstern Fichtentald zu passieren, und als wir gegen Abend ins Freie gelangten, sahen wir eine morastige Gegend vor uns, die unsern Weitermarsch auf keine Weise zuließ. Zugleich erblickten wir zu unserer Linken ein großes Dorf und hatten nun wenigstens die Aussicht, Ruhe und Speise erhalten zu können. Allein die Einwohner läuteten Sturm, als sie uns anrücken sahen, und stellten sich, als wollten sie den Eingang in ihr Dorf uns mit Gewalt wehren; die Folge davon war, daß die leicht entzündbaren Häuser in Brand geschossen wurden und bald das ganze Dorf in lichten Flammen stand. Dem großen schönen Fichtentalde wurde dasselbe Los zuteil; denn auch er geriet durch die Unvorsichtigkeit der Soldaten in Brand.

Noch nie hatte ich ein so schreckliches und zugleich erhabenes Schauspiel gesehen. Links von uns stand das Dorf in Flammen; die trockenen hölzernen Häuser flackerten in die Höhe, als wären sie mit Pech angestrichen gewesen; zwischen dem Feuer und den Rauchsäulen gewahrte man einzelne dunkle Gestalten, Menschen, die noch etwas von ihrer Habe zu retten suchten, oder Vieh, das sich einen Ausweg aus dem Flammenmeere bahnen wollte; hinter uns erhob sich eine dunkle, gewaltige Rauchwolke. Zugleich hörten wir ein Knistern und Prasseln; bald schlugen an einigen Stellen hohe Flammen gleich Feuerpyramiden aus dem dunkeln Walde hervor und nach wenigen Augenblicken stand alles in Blut. Es war, als ob der Wald an allen Ecken zugleich in Brand geraten wäre. Wir waren



alle erschüttert und sahen mit Erstaunen und Grausen in die mächtige Lohe.

Dies war der Anfang von den großen und traurigen Ereignissen, die wir nun bald alle Tage erleben sollten. Schon zwei Tage nachher sahen wir wieder eine große schöne Stadt in Flammen stehen; dies war die Festung Smolensk, von den Russen die „Stadt der heiligen Jungfrau“ genannt.



### 3. Vor Smolensk

Die russischen Heere waren bis jetzt noch immer einer Hauptschlacht ausgewichen; unter den Mauern von Smolensk jedoch hatten sich die beiden russischen Feldmarschälle Barclay de Tolly und Bagration vereinigt, entschlossen, hier dem Feinde ernststen Widerstand zu leisten. Sie stellten ihre Truppen hinter der Festung auf und warfen in diese selbst zwei Korps als Besatzung.

Unsere Abteilung kam am Abend des 17. August vor Smolensk an; wir erfuhren hier, daß an diesem Tage den Ehrenplatz vor der Festung, den wir hätten einnehmen sollen, ein württembergisches leichtes Jägerregiment habe beziehen müssen, von dem etwa 15 Mann am Leben geblieben wären. Dies Regiment war nämlich auf einer Anhöhe neben der Stadt aufgestellt und sollte die Aufmerksamkeit der Russen

dorthin lenken. Die Folge war, daß durch das Feuer der Russen das Regiment bis auf wenige Mann aufgerieben wurde.\*

Wir marschierten gleich nach unserer Ankunft über den Dnjepr und lagerten uns dicht unter den Mauern der Festung an ihrer östlichen Seite; von der westlichen Seite wurde die Stadt mit Granaten<sup>12</sup> beschossen und so stand sie bald lichterloh in Feuer, daß wir in unserm Lager bequem lesen konnten. Am folgenden Tage dauerte das Bombardement von der westlichen Seite fort, ohne daß wir daran teilnahmen; wir waren den ganzen Tag hindurch in eine dicke Rauchwolke gehüllt, die alles verdunkelte und uns kaum das Nötige sehen ließ, während die folgende Nacht wieder so hell war wie der Tag. Der russische Befehlshaber, der einsah, daß er die Festung nicht länger halten konnte, steckte sie durch Fackeln vollends in Brand, und als die Russen (mit den Einwohnern) auszogen, um sich mit dem Hauptkorps hinter der Festung zu vereinigen, stand die ganze Stadt — es war gegen Mitternacht — in vollen Flammen.

Am folgenden Morgen bekamen wir Order (Befehl), von Smolensk abzumarschieren, und als die Rauchwolken sich verzogen, sahen wir im Dnjeprthale die russische Garnison<sup>13</sup> abziehen. Nachdem wir ungefähr drei Stunden hinterdrein marschiert waren, mußten wir über einen Fluß setzen, der sich

\* Der Tag von Smolensk wurde überhaupt zum Bluttage für die Württemberger; denn sie mußten auch einen großen Teil der Vorstädte und die Festung selbst erkürmen.



von Osten her in den Dnjepr ergießt, dessen Name mir aber entfallen ist.\*

Hier gerieten wir ungefähr zwischen neun und zehn Uhr morgens mit den Russen ins Handgemenge. Wir wurden von einem furchtbaren Gewehrfeuer empfangen, das große Verwüstung unter uns anrichtete, bis es unserer Artillerie gelang, uns zu unterstützen, und unsere Reiterei in die dicht geschlossenen russischen Reihen einhauen konnte. Das Feuer wurde den ganzen Tag über heftig fortgesetzt und es litten namentlich die Büchsenjäger, ein Bataillon leichter Jäger und unsere leichten Reiter darunter. Wir hatten den Verlust unseres Chefs,<sup>14</sup> des Oberleutnants von Desberg, und den des braven Leutnants von Dohnhausen nebst einigen neunzig Mann von unserm Bataillon zu beklagen.

Am eben diesem Tage, und zwar als wir in vollem Handgemenge mit den Russen waren, kam auf einmal der Vizekönig von Italien, Eugen, mitten durch unsere Reihen geritten, begab sich auf den rechten Flügel, woselbst unser Korpskommandant sich aufhielt, und ritt, nachdem er sich mit ihm einige Augenblicke unterhalten, wieder fort. Man sagte uns, der Herzog von Abrantes wäre von ihm getadelt worden, weil er die Russen nicht kräftig genug angegriffen und daher nicht aufgerieben hätte. Ich kann nicht sagen, ob Eugen recht und Junot unrecht hatte: soviel weiß ich aber, daß unser Bataillon kräftig genug angriff und auch genug zu leiden hatte, und was das Aufreiben der Russen betrifft, so sehe ich nicht

\* Es war der Stragambach.

ein, wie darin noch mehr geschehen konnte; denn die ganze Straße, auf welcher die Russen gestanden hatten, war mit Leichnamen bedeckt, so daß wir dieser vielen Leichname wegen kaum weiterkommen konnten.\*

Wir blieben sechs bis acht Tage lang auf dem Schlachtfelde stehen und genossen während dieser Zeit das prächtige Schauspiel, die große französische Armee an uns vorübermarschieren zu sehen. Wir hatten zwar schon hin und wieder einzelne Abteilungen der „Großen Armee“ gesehen; als wir aber die beständig vor unseren Augen himmarschierenden Regimenter sahen, wie sie alle so schön gerüstet waren und die Augen der Soldaten von Zuversicht und Mut strahlten, als die gewaltigen Schwadronen der herrlich berittenen Kavallerie vor uns hin galoppierten und die unzähligen Feuerschlände an uns vorbeifuhren, da bemächtigte sich unserer Herzen eine stille Ehrfurcht vor dem Manne, auf dessen Wink diese Tausende von Kriegern sich in Schlacht und Tod, in alle Mühseligkeiten eines langwierigen Feldzuges stürzten. Niemand von uns dachte daran, daß diese herrliche Armee in wenigen Wochen ein Bild des Elends, der Auflösung und Verwirrung darbieten könnte, obgleich schon jetzt ein Sechstel davon durch Schlachten, mühselige Märsche, Hunger, Durst

\* Und doch hatte Junot einen großen Fehler gemacht. Er ließ nur einen kleinen Teil seiner Westfalen angehen; die Hauptmasse hielt er zurück, so daß die Russen abziehen konnten und nicht vernichtet wurden, zum großen Verdruß Napoleons. Bei Junot zeigte sich eine verminderte Weisheit als Vorzeichen der bald darauf eingetretenen geistigen Lethargie, die eine Folge einer früheren Kopfverwundung war.

und Hitze umgekommen war. Noch immer hatte Napoleon triumphiert, noch immer ritten Generale wie Murat, Ney, Eugen an der Spitze ihrer Korps und dieses Heer, das an uns vorübermarschierte, hatte seit 16 Jahren stets den Sieg an seine Fahnen zu fesseln gewußt. Wer konnte in diesem Falle voraussehen, daß sich auf einmal das Blatt so schrecklich wenden, daß das Schicksal, das so lange nur freundlich seinem Günstling Napoleon gelächelt, mit raschem Schlage die Frucht so vieler gewonnenen Schlachten vernichten würde? Niemand von uns dachte hieran; unser Mut und unsere Zufriedenheit, die durch die mannigfachen Mühseligkeiten und Beschwerden oft genug gelitten hatten, kehrten in vollem Maße wieder zurück bei dem Anblicke der „Großen Armee“; wir vergaßen, daß wir unter dem Besieger Deutschlands kämpften; wir sahen in Napoleon den gewaltigen Helden des Jahrhunderts.\*

Schon während des ganzen Feldzuges hatte uns Deutsche das Los getroffen, hinter der französischen Armee zu marschieren; auch von Smolensk ab bildeten wir den Nachtrab.\*\*

\* Die Armee zählte nur mehr 160.000 Mann; nicht ein Sechstel, sondern mehr als ein Drittel war schon umgekommen und man hatte erst das Tor zu dem innern Rußland bezwungen! In dem Kriegsteute nach der Schlacht waren daher Ney, der tüchtigste aller Marschälle, sowie alle anderen Generale (bis auf Murat, den tollkühnen Führer der Ketterei) dafür, daß der Zug nach Moskau auf das nächste Jahr verschoben werde. Aber Napoleon hörte in seiner Verblendung auf keine Warnung. Er vertraute (wie die Soldaten) auf sein altes Glück und hoffte auf einen entscheidenden Sieg vor Moskau, so daß er in Moskau den Frieden diktieren konnte.

\*\* Nämlich während des Vorrückens, nicht aber während der Kämpfe!

Jedoch folgten wir freudig; bald sollte Moskau vor uns liegen, Moskau, das Ziel aller unserer Befahren und Mühen! Was erwarteten wir nicht alles in Moskau, dieser alten ehrwürdigen Stadt der Zaren! Die Kreuzfahrer im 12. Jahrhundert können sich nicht so sehr nach dem Anblick von Jerusalem geseht haben, wie wir nach dem von Moskau. Wir murrten daher auch nicht über die Gewaltmärsche, die wir jetzt fast täglich zu machen hatten. Es schien, als wolle der Kaiser das wieder einholen, was wir früher durch das öftere Lagern und Blotkieren versäumt hatten; wir legten des Tages immer 7 bis 8, ja oft auch 9 Meilen zurück.<sup>10</sup>





#### 4. Die Schlacht von Borodino

Von Smolensk marschierten wir auf der großen Moskauer Straße nach Dorogebusch. Noch immer war die Hitze unerträglich, die Verpflegung der Truppen wurde, je näher wir Moskau kamen, immer schlechter, die Russen hatten alles auf beiden Seiten der großen Straße verheert und verbrannt, viele Menschen und Tiere kamen auf diesem Marsche um, und da wir der „Großen Armee“ folgten, fanden wir unablässig tote Körper auf der Heerstraße.

In Dorogebusch sahen wir zum ersten Male während dieses Feldzuges den Kaiser Napoleon; er stand dicht vor der Stadt auf einer kleinen Anhöhe neben der großen Straße und wir marschierten mit geschultertem Gewehr und unter dem Rufe „Vive l'empereur!“ (Es lebe der Kaiser!) an ihm vorüber.

Es wurde uns gesagt, daß der Kaiser hier russische Gesandte erwartete, die wegen des Friedens unterhandeln wollten; gleich nachher hörten wir aber das Gegenteil und wir waren nun jeden Tag gewärtig, daß die Russen eine Schlacht annehmen würden, die das endliche Schicksal eines großen Reiches entscheiden sollte. Doch hielten die russischen Generale noch nicht stand und wir brachen von Dorogebusch auf, immer auf der Moskauer Straße der feindlichen Armee folgend.

Unser Korps stand sich hierbei sehr schlecht, weil es das letzte war und die russischen und französischen Truppen das wenige, was vielleicht an Nahrungsmitteln noch vorhanden war, immer im voraus genommen hatten. Wir mußten uns daher mit Pferdefleisch begnügen, und so widrig uns sein Genuß anfangs auch war, so schätzten wir uns doch später glücklich, wenn wir nur Pferde zu verzehren hatten, und hielten es für die größte Delikatesse, wenn die Tiere erst frisch gefallen und bei der großen Hitze noch nicht in Verwesung übergegangen waren.

Es wurden zwar mitunter Kommandos zum Fouragieren (Nahrungholen) ausgesandt; allein selten glückte es ihnen, mit einigen Lebensmitteln zurückzukehren; gewöhnlich kamen sie mit leeren Händen wieder oder hatten die Flucht ergreifen müssen. Ja, es war sogar der Fall, daß ein paar solcher Kommandos gar nicht wieder zurückkehrten; sie waren, wie wir nachher erfuhren, alle von russischen Bauern erschlagen worden. Selang es ihnen jedoch bisweilen, etwas hartes Brot, Mehl und dergleichen mitzubringen, was sollte das wenige für so viele?

Es war hohe Zeit, daß wir bei der großen französischen Armee anlangten; denn es hatte sich vieler schon wieder Rutlosigkeit und Unlust bemächtigt. Man sah immer noch kein Ende der Entbehrungen und Gefahren; der Feind wich allen Schlachten aus und schien uns immer mehr in die traurigen Einöden seiner ungeheuren Wüsten zu locken, um uns, wenn Hunger und Elend aller Art unsere Kräfte aufgerieben hätten, desto leichter und sicherer vernichten zu können. Viele Soldaten murrten, wünschten ihren Tod herbei und verfluchten das tolle Unternehmen, eine leere Wüste erobern zu wollen.

Wir kamen endlich am 6. September spät abends in dem Lager an, das die französische Armee jenseits des Klosters Borodino geschlagen hatte. Schon vorher waren uns Verwundete von der Vorhut begegnet, unter denen eine Menge Italiener und Portugiesen waren, die unter Wehklagen auf die Russen schimpften; wir konnten hieraus entnehmen, daß diese endlich standgehalten hatten und es zu Vorpostengefechten gekommen war, die auf eine bevorstehende Schlacht hindeuteten.

Hier hörten wir auch, daß der Kaiser Alexander das Oberkommando dem General Barclay de Tolly genommen und General Kutusow übertragen hätte. Dieser Umstand machte es noch gewisser, daß nun bald eine große Schlacht geschlagen würde; denn Kutusow war ein echter Altruffe; er hatte die Türken besiegt und seine Landsleute blickten auf ihn wie auf einen Engel, der sie bald aus allen Gefahren befreien würde. Um dieses Vertrauen des Volkes zu rechtfertigen, mußte Kutusow

wohl eine Schlacht annehmen; denn durfte er wohl die Feinde bis nach Moskau, der „heiligen Stadt“ vordringen lassen, ohne dies durch irgend ein Treffen verhindert zu haben? Er nahm deshalb jenseits Borodino auf einer großen Ebene vor Moskau eine feste Stellung ein.

Als wir bei Borodino, zwischen 11 und 12 Uhr nachts, angekommen waren, mußten wir noch durch das ganze Lager der „Großen Armee“ marschieren, weil wir, wie es unter Napoleon immer das Los der Deutschen war, den ersten Angriff machen sollten, wenn es zur Schlacht käme.

Alle Wachtfeuer waren angezündet; überall herrschte Stille.— Es war ein feierlicher und gewaltiger Anblick für uns, als wir diese große Reihe von Feuern erblickten, die die Nacht weithin erleuchteten; wir hatten Gelegenheit, die „Große Armee“ in ihrer ganzen Ausdehnung zu bewundern.

Bald standen wir dem Feinde so nahe als möglich gegenüber. Wir erhielten nun hier die bestimmte Kunde, daß es am folgenden Tage zum Kampfe kommen würde; auch mußten wir unsere Staatsuniformen (Paradeuniformen) anziehen, wie es nach des Kaisers Befehl an jedem Schlachttage geschah.

Als am 7. September die ersten Morgenstrahlen dämmerten, begann schon das Kleingewehrfeuer auf der ganzen Linie, und gleich darauf singen die Batterien an, gegenseitig zu spielen.

Ich kann mich hier über die Einzelheiten dieser großen Schlacht nicht umständlich auslassen, da ich nur das beobachten konnte, was in meiner unmittelbaren Nähe vorging; aber so viel weiß ich, daß ich nie ein stärkeres, unausgesehteres

Donnern der Kanonen gehört, nie eine beifpiellofere Tapferkeit, eine größere Kaltblütigkeit gefehen habe. Franzosen fo wohl als Ruffen wetteiferten, einander an Heldentaten zu übertreffen; aus dem Kampfe wurde an vielen Stellen ein wahres Gemehel.

Wir Jäger ftanden am rechten Flügel der Armee; feit Sonnenaufgang brüllten die Kanonen und rafften viele von unfrem Bataillon hinweg. Wir ftanden unbeweglich, denn wir mußten des Kaiſers warten, der uns noch muftern wollte; endlich kam er denn auch mit einem glänzenden großen Befolge auf uns zugeritten, ftieg ab, und nachdem kommandiert worden war, das Gewehr zu präſentieren und die Glieder (Reihen)<sup>16</sup> zu öffnen, beſah er faſt Mann für Mann, nahm hin und wieder eine Büchſe und prüfte genau deren Einrichtung, während wir vom Kanonenfeuer ſtark beſchoffen wurden, was er jedoch nicht zu bemerken ſchien, obgleich 30 und mehr Mann von uns fielen.

Ein entſetzlicher Vorfall trug ſich dicht in meiner Nähe zu; es fiel nämlich in den rechten Flügel meiner Kompagnie eine Haubihengranate,<sup>17</sup> die zwei Jäger im vorderen Gliede, mit Namen Karges und Schäfer, je eines Armes beraubte, einem dritten Jäger im hintern Glied aber den halben Unterleib wegriß. Dieſer letzte Jäger, namens Caſpari, jammerte ſehr um ſein verlorenes Bein und bat mit Tränen, es doch ja mitzunehmen; der Arme hat noch bis 10 Uhr abends gelebt.

Der Kaiſer ſetzte unterdes ruhig ſeine Mufterung fort und ritt erſt wieder weg, nachdem er alles genau beſichtigt hatte. Hierauf

ſetzten wir uns in Bewegung; der ruffiſche General hatte, um ſich beſſer decken zu können, vor ſeiner ganzen Linie Verſchanzungen aufwerfen laſſen; ſein linker und rechter Flügel ſowie das Zentrum waren durch ſurchtbare Feldſchanzen und Batterien geſchützt. Wegen dieſe rückten wir vor und nahmen unter fürchterlichem Kanonen- und Gewehrfeuer eine Schanze im Sturm, wobei jedoch unſer Bataillon arg zugerichtet wurde. Von einem wohlgezielten Schuſſe mit Kartätschen<sup>18</sup> fielen allein 35 Mann der Unſrigen und ebenſo viele wurden verwundet; dieſer Schuß hatte von der Flanke her unſere Reihen beſtrichen. Der Kapitän<sup>19</sup> Korbmaier verlor den rechten Arm hoch in der Schulter, der Leutnant Brücke den linken Arm; auch die Kapitäne von Stein und von Reichmeiſter wurden ſchwer verwundet. Die genomene Stellung koſtete indes noch vielen unſerer Jäger das Leben, und ſelbſt als wir dicht unter der Schanze angekommen waren, verurſachten uns die Ruffen durch ihre trefflichen Bogenschüſſe noch außerordentlichen Schaden. Obgleich nämlich die Schanze, hinter der wir ſtanden und Schutz ſuchten, von uns genommen war, ſo wußte doch die Artillerie der nächſten Schanze ihre Kanonen ſo geſchickt zu richten, daß die Kugeln, im Bogen geworfen, in unſere Mitte fielen und hier viele Verwüſtungen anrichteten. So wurde der Jäger Biermann aus Braunſchweig an meiner rechten und der Jäger Selter an meiner linken Seite erſchoffen.

Erſt gegen Abend merkten wir an der entferneren Kanonade, daß die Ruffen anſingen zu weichen; indes ſtiehen wir noch immer auf feindliche Infanterie, die uns in

einem Gebüsch böse zusahnte und uns sogar zum Weichen brachte. Zum Glück eilte uns ein französisches Linienregiment<sup>20</sup> zu Hilfe; es war an diesem Tage noch nicht im Feuer gewesen und kam mit voller Janitscharenmusik<sup>21</sup> heran. Leider wurde ihm aber so arg mitgespielt, daß es in der Zeit von dreiviertel Stunden beinahe ganz ausgerieben war. Der Oberst dieses Regiments war ein schon ziemlich bejaheter Mann und auf seiner Brust prangten viele Ehrenzeichen, sein Sohn diente unter ihm als Adjutant.<sup>22</sup> Beim Vorrücken wurde diesem ein Bein weggerissen; der Oberst kam auf die Nachricht hievon schnell angesprengt und sah seinen Sohn in vollem Blute auf dem Erdboden liegen. Er mußte ihn mit aller Zärtlichkeit eines väterlichen Herzens lieben; denn der Jammer und die Qual, die sich in seinen Zügen malten, waren unbeschreiblich. Er stieg sogleich vom Pferde ab, ließ seinen Sohn aufsitzen und ihn zurückbringen; er selbst kommandierte jetzt zu Fuß sein Regiment; eine Viertelstunde darauf war er selbst erschossen.

Als spät am Abend das Feuer nachließ, versammelten wir uns. Unser Bataillon bestand bei seinem Ausmarsch aus Kassel aus 700 Mann. Wenn nun auch angenommen werden kann, daß es auf dem Marsche infolge der Anstrengungen, der Hitze, des Hungers und der stattgehabten Gefechte 150 Mann verloren hatte, so rückte es doch noch immer 550 Mann stark in die Schlachtlinie von Borodino. Man höre nun, wie viele am Abende jenes blutigen Tages noch am Platze waren: etwa dreißig und einige! Sämtliche Offiziere waren mehr oder weniger stark verwundet und nur noch 4 bis 5 von ihnen unberiebt.



Ich war ebenfalls nicht unversehrt dabongekommen; eine Kartätschenkugel hatte mich am rechten Hüftknochen und zwei Muskelenkugeln, die eine am Arm, die andere unter der Fußsohle, verwundet. Die letztere Verwundung erhielt ich nicht von den Russen, sondern irrthümlich von Leuten eines westfälischen leichten Bataillons. Als wir nämlich zu einem Angriff kommandirt wurden und an jenem Bataillon vorbeimarschirten, hielt uns der Kommandant, Major von Kauschenplatt, wegen unserer grünen Uniform für Russen und ließ auf uns feuern.

Zum Glück für uns waren wir von jenem Bataillon ziemlich weit entfernt, weshalb denn die Kugeln nur wenige der Unsern, und zwar nur an den Füßen und Schuhen, verwundeten.<sup>23</sup> Zur Strafe für jenes Versehen mußte Major von Kauschenplatt mit seinem Bataillon an unserer Stelle den Angriff auf den Feind machen, welchen Befehl er mit größter Tapferkeit ausführte.

Die beiden oben erwähnten kleinen Verwundungen verursachten mir nur ein paar Tage hindurch Schmerzen. Die Verletzung durch die Kartätschenkugel aber läßt mich jetzt noch bisweilen Veränderungen des Wetters empfinden und ist oft Ursache gewesen, daß Rheumatismus sich dorthin zog, mich krank und unfähig machte, meine Dienstspflichten zu erfüllen.

Der Tag, an dem Tausende von Menschen ihr Leben verloren hatten, neigte sich zu Ende; aber das Getöse und Klagegeschrei der Verwundeten dauerte fort. 80.000 Mann

waren auf beiden Seiten kampfunfähig gemacht worden; 30.000 Leichen bedeckten das blutige Schlachtfeld.\*

Wir mußten abermals, wie früher, einige Tage auf dem Kampfsplatze stehen bleiben, wo wir dann volle Gelegenheit hatten, die furchtbaren Szenen nach einer großen Schlacht kennen zu lernen. Sie waren hier zu schrecklich, als daß ich sie beschreiben könnte. Ich habe nie fürchterlichere Tage erlebt als die auf dem Schlachtfelde von Borodino; man sah weiter nichts als tote und sterbende Menschen und ein unauslöschlicher Leichengeruch verpestete alles ringsumher. Viele der Verwundeten starben auf dem Walplatze, andere genasen aber auch und es hatten einige von ihnen sogar das Glück, nach ihrer Heimat zurücktransportirt zu werden und so der nun folgenden schrecklichen Verwüthung und einem namenlosen Elend zu entgehen.

Zu diesen gehörte auch der Jäger Soden, der bekannt war als guter Schütze. Er hatte viele Feinde erschossen — was ich oft selbst gesehen — während er aus dem dichtesten Kugelregen immer gut davorkam. Gegen Abend jedoch, als

\* Die Russen verloren 52.000 Mann, Napoleon 28.000 (darunter 29 Generale). Sehr große Verluste erlitten die deutschen Panzerregimenter (Westfalen und besonders Sachsen): sie mußten die stärkste russische Schanze zu Pferde erklimmen! Die Westfalen, vor dem Kampfe noch 9000 Mann, hatten 400 bis 500 Tote und 2500 Verwundete, von denen die meisten zugrunde giengen. — Für Napoleons Sache waren diese Blutopfer umsonst gebracht: Die Russen waren wieder nicht vernichtet worden; denn Napoleon wagte nicht, seine letzten letzten Truppen, die Garden, in den Kampf einzusetzen.

wie in dem vorerwähnten Gebüsch dem Gewehrfeuer der feindlichen Infanterie ausgesetzt waren, fuhr ihm eine Musketenkugel durch die Lende. Sein Geschrei in meiner Nähe machte mich bald auf seinen Zustand aufmerksam; ich brachte ihn sofort ins Feldlazarett, das in der Nähe des Schlachtfeldes in einer Vertiefung aufgeschlagen war, und ließ ihn von unserm Bataillonsarzte untersuchen; dieser versicherte, die Kugel habe nur das dicke Fleisch getroffen und es sei kein Knochen verletzt, so daß der Verwundete sich selbst heilen könne. Ich riet ihm deshalb, sobald als möglich ins Vaterland zurückzukehren. Er befolgte meinen Rat, war auf seiner Reise glücklich und soll dem Vernehmen nach in der Gegend von Paderborn sich aufgehalten haben.

Dieser Jäger, dessen Schicksal an sich nichts Außergewöhnliches darbietet, war mir und allen andern Jägern ein überzeugender Beweis, wie oft die Mutigsten, ja Tollkühnsten den größten Gefahren unversehrt entkommen. Er stellte sich beim Tirailleurs (Plänkeln)<sup>23</sup> gewöhnlich an die Spitze vor die Front<sup>24</sup>, um den Feinden desto näher zu sein und desto sicherer seine Büchse zu richten. Jedesmal bezeichnete er uns den, welchen er vom Pferde schleichen wollte, und immer hatte er richtig gezielt. Fiel dann der Russe, so rief er: „Da liegt des Vork!“<sup>25</sup> Endlich ward er durch sein eben erzähltes Schicksal kampfunfähig.

Im Gegensatz dazu habe ich aber auch die Erfahrung gemacht, daß gerade die Jäger, die voll Angst in die Schlacht gingen oder eine trübe Ahnung mit hineinbrachten, die ersten waren, welche fielen. Der wahre Mut, der sich auf den festen kindlichen

Glauben an eine weise und liebevolle Vorsehung und auf das Bewußtsein der gerechten Sache stützt, und kein anderer, ist dem Soldaten zu empfehlen; dieser Mut wird uns frei von ängstlichen Sorgen dem Feind entgegenführen, beim Siege Mäßigung und Feindesliebe und im Unglück uns Freudigkeit, Zufriedenheit und Vertrauen auf den Höchsten geben und betrauten.







## 5. Mosaisk und Moskau

Von dem Schlachtfelde aus folgten wir der „Großen Armee“ bis Mosaisk, woselbst wir in Rantonnementsquartiere kamen.\* Hier trafen wir, zum großen Glück für uns Ausgehungerte, frische Lebensmittel an. In den Gärten um die Stadt fanden wir ungeheure Mengen von schönem weißem Kohl, viele Rüben und Gurken. Die Stadt selbst war leer von Menschen und wie überall war auch hier ein Teil der Häuser in Asche gelegt. Die Dörfer dieser Gegend waren schon lange vor unserer Ankunft von den Russen selbst verbrannt worden; auch einige kleine Vorstädte von Mosaisk waren ein Raub der Flammen geworden.

\* Rantonnementsquartiere — vorübergehende Quartiere in Ortschaften, und zwar so, daß die Soldaten kampfbereit blieben. — Die Deutschen waren meist außerhalb von Moskau einquartiert; sie hatten sich oft mit den Kosaken herumzuschlagen, während die andern Truppen sich wenigstens ein paar Wochen in Moskau ausrüsten konnten.

Es ist leicht zu verstehen, daß diese so herrlichen Gärten bald ihrer Früchte beraubt waren. Hin und wieder entdeckten wir ein heimliches Gemach, einen vermauerten Keller, in dem Brot, Branntwein, Mehl u. dgl. versteckt war, ein kostbarer Fund, der jedesmal die größte Freude in uns erregte. Leider aber reichten die Vorräte nur für eine kleine Welle. Auch hier forderte die Unmäßigkeit ihre Opfer; man war zu lange aller ordentlichen Lebensmittel entwöhnt gewesen, so daß der schwache Magen mit der größten Vorsicht behandelt sein wollte. Es entstanden allerlei Krankheiten, die vielen aus Mangel an gehöriger Pflege den Tod brachten.

Unter andern war dies mit meinem Freunde, dem Oberjäger von der Wense, der Fall; er wohnte nicht weit von mir in einem kleinen Blockhause und war nicht weniger ausgehungert als wir alle, er klagte auch fortwährend über Hunger. Ich besorgte für ihn gern, soweit es mir möglich war, Gemüse und andere Lebensmittel, die er mit der größten Freude von mir annahm, weil er zu schwach war, um sich dergleichen selbst zu verschaffen. Ich hatte zu derselben Zeit noch zwei kranke Freunde, nämlich den Feldwebel Trott und den Sergeanten Brettschneider, die mit mir in einer Blockstube wohnten, zu versorgen. Eines Abends kam der Oberjäger von der Wense noch sehr spät zu mir und klagte über den furchtbarsten Hunger. Ich hatte noch eine ziemlich große Portion gekochten Kohls, den er mit gieriger Hast verzehrte. Dann kehrte er, von mir begleitet, wieder nach seinem Blockhäuschen zurück. Am folgenden Morgen erwartete ich ihn

vergebens, und da ich getohnt war, ihn jeden Morgen bei mir zu sehen, ging ich, Unglück ahnend, zu ihm. Ich fand ihn auf sein Lager hingestreckt, mit derselben freundlichen Miene, die immer sein Gesicht verschönte; aber er war kalt und tot.

Als wir einstmals beim Durchsuchen der Keller in einem Sandhaufen eine Tonne antrafen, waren wir hocherfreut, in der Meinung, daß darin Kleidungsstücke oder Lebensmittel enthalten seien. Allein unsere Freude verwandelte sich in Verdruß, da wir nur Papierstücke in ihr fanden. Wir verwendeten sie zum Feueranzünden usw. Später erfuhren wir jedoch, daß es russisches Papiergeld gewesen sei und wir also in kurzer Zeit große Summen verbrannt hatten. Im ganzen schmerzte uns das nicht; denn Geld — ob in Metall oder Papier — konnte uns ja nichts nützen, da hier nichts käuflich zu haben war.

Während der Zeit, da wir in Mosaisk kantonierten, war die „Große Armee“ in Moskau selbst eingerückt; sie hatte seit Borodino keinen Widerstand mehr gefunden und die Stadt der Zaren sah zum ersten Male die französischen Adler innerhalb ihrer Mauern.<sup>27</sup>

Wir wurden öfters kommandiert, Transporte jeder Art nach Moskau zu begleiten, und so traf es sich denn, daß auch ich, nachdem wir ungefähr 14 Tage in Mosaisk gewesen, mit neun Jägern einen portugiesischen Artillerietrain<sup>28</sup> nach Moskau begleiten mußte. Wir marschierten damit am 26. oder 27. September von Mosaisk ab und kamen nach vier Tagen vor Moskau an.

So lag sie denn vor mir, die große Stadt mit ihren Palästen und goldenen Kuppeln, mit ihren zahllosen Häusern, die wie Rom auf sieben Hügeln erbaut waren — aber ich sollte sie nicht mehr in ihrer ganzen unversehrten Herrlichkeit sehen; schon schlugen die Flammen gen Himmel, die Rußlands größte Stadt bald in einen Schutthaufen verwandelten. In den Straßen herrschte eine allgemeine Verwirrung; Soldaten von allen Regimentern liefen durcheinander, in den verschiedenartigsten Sprachen scheltend und fluchend. Hier waren die Wege durch Wagen, dort durch die Trümmer der verbrannten Häuser gesperrt. Wir mußten drei volle Tage warten, ehe es uns gelang, den Kommandanten ausfindig zu machen, an den wir den eskortierten Train gegen einen Empfangschein abzuliefern hatten.\*

\* Über den Brand von Moskau: Die meisten Einwohner hatten die Stadt mit dem russischen Heere verlassen. Von 300.000 blieben nur 20.000 zurück, darunter viele deutsche und französische Familien, die schon von früher her in Moskau sesshaft waren. Die Häuser und Magazine waren gefüllt mit Kostbarkeiten aller Art und reichen Vorräten (Getreide fehlte aber); Moskau war ja die größte Handelsstadt Rußlands, ein Haupt-handelsplatz zwischen Europa und Asien. — Graf Koslovschin, der Statthalter von Moskau, hatte nun einige Hundert „Eisengefangene“ (Schwerverbrecher, die im Gefängnis mittels Ketten angehängt waren) freigelassen, mit dem Befehle, die Stadt anzuzünden — ebenso seine zwei Paläste und sein prachtvolles Lustschloß samt der Einrichtung! Und so brannte die Stadt trotz aller Mühseligkeiten der Franzosen zum größten Teile nieder. Die Plünderung der brennenden, menschenleeren Stadt war selbstverständlich; wozu sollte man die guten Weine und feinen Eßwaren, die Pelze und noch viele andere Herrlichkeiten den Flammen überlassen? — Dieser ungeheure

Vor der Stadt dehnten sich große, unabsehbare Gärten aus, fast mit allen Gemüsearten, Kartoffeln ausgenommen, versehen; hier bivouakierten auch die Regimenter, die in der Stadt keinen Platz fanden. Zufällig traf ich hier das zweite westfälische Linienregiment, bei dem ich einen Freund hatte, der mich reichlich mit Kaffee, Zucker, Tee u. dgl. beschenkte, so viel ich nur tragen wollte und konnte; auch gab er mir ein paar seine schöne Hemden, die mir äußerst willkommen waren. Mit diesen Beschenken kehrte ich am fünften Tage von Moskau wieder zurück nach Mosaisk.

Auf dem Rückmarsche begegnete uns ein portugiesisches Kavallerieregiment, das nach Moskau marschierte und etwa eine Stunde vorher von einem Trupp Kosaken beunruhigt worden war. Ein Rittmeister von diesem Regimente, der der deutschen Sprache kundig war, sagte mir, daß wir ja auf unserer Hut sein und stets zusammenhalten sollten. Dann zeigte er in der Ferne einen Fichtenwald, der zur rechten Seite an der großen Heerstraße sich entlang zog, mit dem Bemerken, daß dieser Wald der Zufluchtsort der Kosaken sei und daß sich darin wohl ein paar tausend Mann versteckt

hätten, diese wilde Mut der Russen, die lieber ihre schöne Stadt vertilgten, als sie Napoleon zu überlassen, erregte Freund und Feind aufs höchste. So sagte selbst ein französischer Soldat: „Diese bezaubernde Stadt beleuchtet das Ende des Kaisers und der „Großen Armee“. Wenige von uns werden so glücklich sein, den Rhein wieder zu erreichen.“ Die Feinde Napoleons aber, wie Kludt, Stein und andere Führer des deutschen Volkes, sahen in dem Brande von Moskau die Morgenröthe der kommenden Freiheit!



hielten. Es hatten sich noch etwa 50 bis 60 Mann von einem bairischen Regimente mit vier Unteroffizieren zu uns gefellt, die ebenfalls in der Nähe von Mosaisk kantonierten und auch Fouragewagen<sup>29</sup> nach Moskau gebracht hatten. Wir marschierten nun auf den Rat des Rittmeisters in Reih und Glied nebeneinander.

In der Nähe des erwähnten Waldes zeigten sich auch wirklich Kosaken; es mochten ungefähr 150 Mann sein, die

auf uns lossprenghen. Wir hatten mit den Sadiſchen verabredet, nicht eher zu feuern, als bis die Feinde ganz in unſere Nähe gekommen wären; wir Jäger wollten dann jeder unſern Mann auf Büchſenſchußweite nehmen, damit wir Zeit gewönnen, um wieder zu laden. Als ſich nun die Feinde auf etwa 180 Schritte genähert hatten, zielte jeder von uns Jägern auf ſeinen Mann und mit dem einmaligen Abfeuern unſerer Büchſen und den Beleiſchſchüſſen unſerer Badener waren ſämtliche Koſaken wieder verſchwunden. Wir gelangten nun, ohne weiter beunruhigt zu werden, nach Moſaiſt zurück; hier hatte man ebenfalls von der Nähe der Koſaken gehöret und einen Überfall vermutet. Es waren daher einige Verſchanzungen an dem Fluſſe aufgeworfen worden, der ſich längs der Weſtſeite der Stadt hinzieht, und wir mußten nun faſt immer unter dem Getvehre ſtehen. Aber die Koſaken fanden es doch nicht für geraten, uns mit ihrem Beſuche zu überrafchen; ſolange wir in Moſaiſt waren, ſahen wir keinen einzigen von ihnen.



## 6. Von Moſkau zurück

Es mochte etwa der 12. oder 14. Oktober ſein, als die Nachricht bei uns eintraf, daß alle Kranken und Verwundeten, deren Genesung zu erwarten wäre, zurückgeſchaft und daß dazu alle verfügbaren Wagen und Pferde verwendet werden ſollten. Man hätte, wäre es nicht gar zu traurig geveſen, lachen müſſen über dieſe Tausende von Kranken, die auf einmal alle wieder kräftig waren, um die lange Heimreiſe ins Vaterland antreten zu können. Faſt ganz Verſtümmele und dem Tode ſchon halb Verfallene wurden, ſo gut es ging, wieder tüchtig, um zu zeigen, daß ſie zur Genesung wirklich fähig ſeien; ſie fühlten keine Schmerzen mehr und meinten, ihre Kräfte reichten aus, noch durch die ganze Türkei marſchieren zu können.

Leider waren nun zwar viele Wagen, aber keine Pferde mehr vorhanden und es konnte kaum der zehnte Teil von der kranken Mannſchaft transportiert werden. Um dieſenigen,

die zurückblieben, kümmerte man sich nicht weiter; man sah sie als Todeskandidaten an, die bald das Ziel ihres ruhmreichen Lebens erreichen würden. Die Armen sind auch alle auf ihren harten Lagern gestorben.

Aber auch dem Transporte der Kranken erging es nicht viel besser; er geriet gleich in den ersten Tagen seines Abmarsches in die Hände der Russen; die Kranken wurden entweder getötet oder in die Befangenschaft geschleppt. Meine Freunde, der Feldwebel Trott und der Sergeant<sup>20</sup> Brettschneider, von denen ich früher erzählt habe, waren ebenfalls unter diesen Kranken gewesen. Später habe ich in Erfahrung gebracht, daß Brettschneider bei der Befangennahme des Transportes umkommen sei, Trott aber in der Befangenschaft sich wieder erholt habe und nach der Auslieferung in preussische Dienste getreten sei.

Einige Tage nach Abgang des Transportes kam die Order, und jede Stunde zum Ausbruch bereit zu halten; die schönen Jouragewagen, wenigstens 80 Stück an der Zahl, wurden verbrannt oder in die Luft gesprengt, auch mehrere Kanonen vernagelt und in die Moräste versenkt. Am 28. Oktober des Abends traf der Kaiser in Mosaisk ein und wir erhielten nun Befehl, am andern Morgen frühzeitig abzumarschieren.

So war denn der Feldzug entschieden, und zwar zu unserem Nachteil. Der Kaiser konnte sich in Moskau nicht den Winter über halten; er mußte den Russen das Feld räumen.\*

\* Napoleon hatte durchaus in Moskau Frieden schließen wollen — wie er ja bisher immer in den eroberten Hauptstädten seiner Feinde den Frieden

Unser Brigadegeneral Legras, ein schon bejahrter Mann, bei dem ich tags zuvor als Ordonnanz gewesen war, sagte

erzungen hatte. Es war daher dem schlauen Kutusow gelungen, Napoleon noch fünf Wochen mit Verhandlungen in Moskau hinauszuhalten, um ihm zuletzt zu sagen: „Für uns fängt der Krieg erst an!“

Mitte Oktober entschloß sich Napoleon endlich zum Aufbruch. Die Truppen, über die er noch verfügte, hatten sich in Moskau ziemlich erholt; nur die Pferde waren in einem sehr schlimmen Zustande; es fehlte an Hafer und Heu! Im ganzen zählte das Heer 100.000 Mann mit 600 Geschützen. Dazu kam aber ein ungeheurer Troß von 30.000 Köpfen (Fuhrleuten, Markentendern, Dienern) und zahllosen Wagen, mit allerlei Dente reich beladen. Napoleon ließ dies alles geschehen; er wollte den Soldaten nach so vielen Anstrengungen nicht den Siegespreis rauben. Im Troß waren aber auch viele Frauen und Kinder — einmal von französischen Offizieren, die beim Auszuge so fest an den Sieg glaubten, daß sie selbst ihre Familie mitnahmen; dann aber auch von diesen deutschen und französischen Familien (Künstlern, Sprachlehrern, Erziehern, Schauspielern, Puhmacherinnen, Kaufleuten), die Moskau mit Sach und Pack verließen, weil sie die Raube der Russen fürchteten. Dieser Troß hat den Marsch sehr aufgehalten und die Ordnung zerstört, und noch dazu umsonst; denn die Wagen sind entweder auf dem schlechten Wege zusammengebrochen oder von den Kosaken erbeutet worden, viele schon in den ersten Wochen, der Rest später an der Beresina.

Der Rückzug nahm einen sehr unglücklichen Anfang. Napoleon wollte sich nämlich zunächst nach Süden, gegen Kaluga; nach einigen verlustreichen Gefechten zog er aber wieder gegen Westen auf der alten Straße nach Mosaisk, wo er sich mit den Westfalen vereinigte. Er stand also am 28. Oktober erst in Mosaisk und hatte so die beste Zeit für den Rückzug verstimmt, nämlich den Oktober, der damals ausnahmsweise ein sehr schönes Wetter gehabt hatte. Am 27. Oktober setzte dann der russische Winter mit aller Strenge ein; in der Nacht fiel der erste Frost, wobei das Thermometer gleich auf  $-5^{\circ}$  C sank!

mit, wir würden von nun an den Kaiser bis an die Grenzen Rußlands zurückbegleiten; auch wären diese Lebensmittel und 100.000 Mann frischer Truppen auf dem Anmarsche, um uns abzulösen und die Nachhut zu decken; in Simolensk würden wir auch Tage der Ruhe und Verpflegung haben usw. Man kann leicht denken, mit welcher Freude wir diese Nachrichten aufnahmen. Obgleich der Winter nahe war und wir lange, öde Märsche vor uns hatten, so gab uns doch der Gedanke an die Heimat neuen Mut und neue Kraft; auch erwarteten wir jeden Tag die frischen Truppen und Lebensmittel.

Am 30. Oktober morgens zwischen neun und zehn Uhr erreichten wir das Schlachtfeld von Borodino. Hier wurde haltgemacht und das ganze westfälische Militär in Front aufgestellt. Gleich darauf kam der Kaiser mit einem zahlreichen Gefolge herangeritten. Wir machten die Honneurs (Ehrenbezeugungen) und marschierten darauf mit geschultertem Gewehr im langsamen Schritt über das Schlachtfeld; der Kaiser ritt mit gezogenem Degen an der Spitze seines Gefolges langsam vor uns her, während die Marschälle und die ganze Generalität die Dreimaster<sup>21</sup> in der Hand hielten.

Bei dem geschlossenen Frontmarsch war es nicht zu vermeiden, fast fortwährend auf Leichen zu treten, und es war gewiß ein herzzerreißender Anblick, die vielen Tausend zu sehen, die zum Teil gräßlich verstümmelt dalagen, und er, der sie in Kampf und Tod gesagt hatte, ritt über sie hinweg! Ich möchte die Gefühle kennen, die in diesem Augenblicke die Seele des Kaisers durchströmten.



Nachdem wir das Schlachtfeld verlassen, kamen wir nach zwei Stunden in die Nähe des Klosters Borodino, woselbst eine kurze Rast gemacht wurde. In diesem Kloster befand sich eine ungeheure Menge verwundeter und verkrüppelter Krieger. Der Anblick dieser Elenden war noch schrecklicher als der des Schlachtfeldes; sie streckten Kopf und Hände aus den geöffneten Fenstern und riefen ihre Waffengefährten um Hilfe an — der gräßlichste Schmerz, das Helmwieh, nagte an ihren Herzen. Sie baten unter Tränen, man möchte sie doch mitnehmen und nicht hier sterben lassen, so weit entfernt von den Ihrigen. Doch konnten wir helfen? — Damit das Jammern dieser Unglücklichen uns nicht zu sehr entmutige, wurde den Truppen aufs strengste verboten, sich dem Kloster zu nähern.

Nachdem wir eine kleine Welle gerastet hatten, wurde der Marsch auf der großen Straße nach Orschati fortgesetzt. Es verbreitete sich alsbald das Gerücht unter uns, das Kloster sei unterminiert und solle mit den darin befindlichen Verwundeten in die Luft gesprengt werden. Ob das wirklich geschehen ist, kann ich nicht angeben; nur soviel ist mir noch deutlich in der Erinnerung geblieben, daß wir, nachdem wir das Kloster zwei bis drei Stunden hinter uns hatten, eine starke Explosion von dorthier hörten und eine dunkle Staubwolke in der Gegend sahen. Jedoch waren unsere Gefühle durch den Anblick des namenlosen Elends und durch unser eigenes Unglück schon zu sehr abgestumpft, als daß wir uns um das Schicksal anderer noch sonderlich gekümmert hätten;

wir kannten bald das Mitleid nur noch dem Namen nach und waren allein darauf bedacht, unser eigenes elendes Leben zu erhalten, auf welche Art es auch sein mochte.\*

Wir passierten die eingedäscherten Städte Orschati und Wiasma.\*\* Wir verwünschten das Unheil des Krieges, das uns jegliches Obdach genommen hatte; doch lebten wir noch immer der Hoffnung, daß nun bald frische Truppen und vor allem frische Lebensmittel uns entgegengeführt würden.

Aber ein Tag nach dem andern verging, die Truppen erschienen nicht und die Lebensmittel wollten sich noch immer nicht zeigen; dabei stiegen Kälte und Hunger auf das Äußerste.

\* Dieses Krahen kam wahrscheinlich von den 1000 Pulverkarren her, die man auf dem Schlachtfelde von Borodino in die Luft sprengen mußte, da man schon zu wenig Pferde hatte. — Die Verwundeten im Kloster wurden auf Napoleons Befehl im Troß mitgenommen. Sie sind theillich der Kälte und den Kosaken erlegen. Viele gingen auch unter dem rohen Volke der Fußleute und Dänbler zugrunde. Beispiele von Nächstenliebe werden fast nur von Offizieren und Soldaten berichtet.

\*\* Orschati und Wiasma wurden wie fast alle Orte an der Rückzugsstraße auf Napoleons Befehl eingedäschert, soweit sie überhaupt noch vorhanden waren. Nur wurde dieser Befehl nicht von der Raskhut, sondern unglücklicherweise schon von der Dschut ausgeführt. Die Smolensk marschirten nämlich die französischen Gardes an der Spitze und die nahmen keine Rücksicht auf die nachfolgenden Kameraden, die so meist „nur Verwundete“ waren wie die gleich nach den Gardes marschirenden Westfalen. In Rußland hat Napoleon die Garde überhaupt äußerst geschont. Er wollte sich wenigstens eine Truppe schlagfertig erhalten, eine Truppe, die noch dazu in ganz Europa gefürchtet war — doch haben andere Truppen nicht viel weniger geleistet.

Auch an ordentliche warme Kleidung war nicht zu denken\* und der rauhe nordische Winter mit seiner grausamen Strenge konnte ungehemmt auf unsere entkräfteten, schwachen Körper losrücken. Dazu kam noch, daß wir, solange der Kaiser sich in unserer Nähe aufhielt, uns fast fortwährend mit den Kosaken herumschlagen mußten, die für ihr Leben gern den großen Feind Rußlands gefangen hätten.

Glücklich waren diejenigen, die sich des Pferdefleisches an der StraÙe bemächtigen konnten und Zeit genug hatten, es auf dem Ladestock zu rösten; selbst die schon auf dem Dismarsche gefallenen Pferde, die zum Teil in Fäulnis übergegangen, zum Teil eine Beute der Vögel und Mäuse geworden waren, wurden für eine Delikatesse angesehen und ihr Fleisch mit wahrem Heißhunger verschlungen. Bald war Pferdefleisch das einzige Nahrungsmittel; aber nur selten hatten wir Zeit Gelegenheit, es braten oder kochen zu können, weil oft weite Steppen zu überwinden waren, wo wir auch nicht die geringste Spur von Brennmaterial aufstreifen konnten.

Und war man einmal so glücklich gewesen, einiges Holz zu finden, so diente das Feuer den Kosaken als Bleischiße für ihre Kanonen; denn diese Teufel, die uns unablässig umschwärzten, trauhten mit schrecklicher Treffsicherheit auf die einzelnen von uns angelegten Stivalfeuer zu schießen.\*\* Durch dieses scheußliche

\* In Moskau wären genug Pelze gewesen; aber in der Unordnung hatte man sich um die weissen Soldaten nicht gekümmert. Viele Soldaten hatten in ihrem Leichtsinne selber nicht daran gedacht.

\*\* Seit dem Schneefalle führten die Kosaken Schützenkanonen mit sich.

Handver verloren wir eine Unzahl Menschen und ich kann es noch immer nicht begreifen, wie ich, oft unter einem wahren Hagel von Kartätschenschüssen, stets unversehrt geblieben bin.

Der Kaiserritt oder fuhr, je nachdem das Wetter war, jeden Tag ruhig in unserer Mitte. Man konnte seinen ersten



Jügen, die sich nie veränderten, mochten die Sonne von Austerlich<sup>22</sup> oder die Flammen Moskaus sich darauf spiegeln, nicht eine Spur von Unmut ansehen; wäre nicht die zerlumpte Armee, nicht überall das grenzenlose Elend gewesen, man hätte ihn für den Herrn von Rußland halten müssen, der ruhig sein Land durchkreifte.

<sup>22</sup> Dieser Ort, Seite 10.



Wir kamen nach Wiasma. Nur noch die Ruinen einiger Mauern vertieften uns, daß hier früher eine Stadt gestanden. Die Asche der verbrannten Häuser war von 1 1/2 Fuß hohem Schnee überdeckt. Die einbrechende Finsternis sowie der ermüdende Marsch, den wir an diesem Tage gemacht hatten, nöthigten uns, hier zu übernachten.

Der Kaiser lagerte sich hinter einer noch stehenden Mauer, um sich vor dem scharfen Ostwinde zu schützen. Er war, von einem Adjutanten und 20 polnischen Lanzenreitern abgesehen, die ihn fast immer umgaben, ganz allein; wir marschirten dicht an ihm vorbei und lagerten uns in seiner Nähe.

Mit vieler Mühe erlangten wir, fast eine Stunde weit von unserm Lagerplatz entfernt, etwas Holz und nur äußerst spärlich brannten daher die Feuer in dieser stürmischen, kalten Nacht; immertwährend fiel der Schnee in dichten Massen herab und wurde von dem schneidenden Winde in unsere Gesichter getrieben. Selbst den Kosaken mußte diese Nacht zu unfreundlich sein, denn sie störten uns nicht. Hätten sie übrigens gewußt, wie wenig geschützt der Kaiser von Frankreich hinter einer Brandruine von Wiasma lag — ich glaube, sie wären doch gekommen, trotz Sturm und Schnee.

Begen Morgen erst hörte das Schneetreiben auf. Viele der Unseligen waren während des Schlafes erstoren und mit Abscheu und schrecklichen Ahnungen verließen wir diesen Ort der Verwüstung und des Todes.

Von jetzt an bemächtigte sich einer immer größeren Zahl von Soldaten eine dumpfe Verzweiflung. Sie hörten nicht

mehr auf die Befehle ihrer Vorgesetzten und verließen den großen Heerhaufen, um für sich einen bessern und bequemeren Weg in die Heimath zu finden. Diese Unglücklichen erstoren und verhungerten oder wurden eine Beute der Kosaken.

Von Wiasma aus erreichten wir in drei Tagemärschen Dorogebusch. Wir bivallierten neben dieser Stadt an einem sanften Abhange. Dies war ein schreckliches Situat; die Kälte und das Schneegestöber wurden immer stärker, und wenn ich nicht glücklicherweise noch etwas Zucker und Kaffee bei mir gehabt hätte, woraus ich mir ein erquickendes, warmes Getränk bereitetete, so wäre ich hier gewiß auch ein Opfer des Todes geworden. Allein fast immer gab mir die Vorsehung Mittel, die mein Leben fristeten.

Von Dorogebusch marschirten wir nun auf Smolensk. Dieser Marsch war insofern etwas besser, als uns die großen Fichtentalungen an der Straße genug Brennmaterial lieferten und uns die Kosaken vom Leibe hielten. Dann lebten wir auch der festen Hoffnung, daß wir in Smolensk endlich Truppen und Lebensmittel vorfinden würden.

Wirklich begegnete uns unterwegs das 8. westfälische Infanterieregiment, das noch ziemlich vollzählig war. Dies Regiment war erst spät im Herbst von Danzig nach Rußland aufgebroschen, hatte auf diesem Marsche bisher noch ziemlich gute Verpflegung genossen und wenig oder gar nicht vom Feinde gelitten. Man kann sich leicht denken, wie sehr der Anblick dieser, wenn auch geringen Truppenzahl unsere Hoffnungen wieder neu belebte und stärkte. Wir glaubten nun, das Ende

unserer Mühseligkeiten bald erreicht zu haben, und überleben uns süßen Träumen, wieder das Glück den Fahnen des Kaisers lächeln zu sehen.

Ich traf bei dem westfälischen Regiment einen Bekannten, den Sergeantmajor Brandes,<sup>23</sup> der mir einen köstlichen Lederbissen, ein Stück Brot, schenkte, wofür ich ihm wieder etwas Zucker und Kaffee gab. Es wurde nun auf der Stelle in einem der noch gut erhaltenen Feldkessel des angekommenen Regiments (die unfrigen waren längst verbraucht und verloren) eine tüchtige Portion Kaffee zubereitet und dazu ein Stück Brot gegessen. Seit langer Zeit war es das erstemal, daß ich etwas anderes als Pferdefleisch zu meinem Kaffee hatte; ich sättigte mich so, daß ich in zwei Tagen an kein Pferdefleisch mehr dachte.

Viele der Unfrigen machten hin und wieder einen Absteher, um etwas Lebensmittel aufzutreiben; aber sie kamen gewöhnlich sehr schlecht dabei weg. Wir sahen sie entweder gar nicht mehr oder sie kamen zurück, ohne das Geringste gefunden zu haben. Gewöhnlich hatten sie vor den Kosaken die Flucht ergreifen müssen.\*

Am dritten Tage nach unserm Abmarsche von Dorogebusch kamen wir bei starkem Schneegestöber und zunehmender Kälte in ein kleines Tal, das ringsum von Wacholdern

\* Viele der Gefangenen wurden von den wütenden Bauern zu Tode gemartert. Diese nahmen jetzt die fürchterlichste Rache für das Niederbrennen ihrer Hütten, für die Wegnahme der Lebensmittel, für die Plünderungen während des Vormarsches.

gebüsch umgeben war. Da wir die Nacht darin bivouakieren mußten, so hatten wir kein anderes Brennmaterial als die verträupelten Wacholderbüsche. Die Kälte war in dieser Nacht so heftig, daß man sich bei der schlechten Feuerung kaum am Leben erhalten konnte.\* Ich hatte mich fast die ganze Nacht hindurch mit dem Ansagen der Flamme beschäftigt. Erst gegen Morgen setzte ich mich auf meinen Kanzen, mit dem Rücken gegen die noch glimmenden Kohlen gewandt. Kaum hatte ich eine Viertelstunde so gefessen, als ich einschlummerte; aber bald erwachte ich wieder von einer ziemlich heftigen Dohle, die sich über meinen Rücken verbreitete. Ich bemerkte gleich, daß meine Kleidungsstücke hinten in Flammen standen, und warf mich ellends in den Schnee, wodurch ich das Feuer alsbald wieder löschte; aber Mantel und Uniform waren bis aufs Hemd den ganzen Rücken entlang verbrannt.

Dieser unangenehme Vorfall beraubte mich eines großen Theils des Mutes, den ich mir noch immer zu erhalten gewußt hatte. Zwar hätte ich Mäntel und sonstige Kleidungsstücke von den in dieser Nacht erfrorenen Kameraden nehmen können; aber ein unbesiegbarer Widertwille bemächtigte sich meiner, als ich die vielen Opfer der Nacht, zu einem Knäuel gekrümmt, tot neben und auf der Asche des erloschenen Feuers liegen sah. Es war mir nicht möglich, bei diesem Anblicke die Kleidungsstücke der steif gefrorenen Leichen an mich zu nehmen. Ich hätte, so gut ich konnte, mein verbranntes Zeug vor gänzlichem Aus-

\* Das Thermometer fiel auf  $-18^{\circ}$  C. Es war trotzdem nur der gewöhnliche russische Winter, nur etwas früher eingetreten.

einanderfallen und behalf mich damit; ich hoffte ja auch, in Smolensk warme Winterkleider zu bekommen.

Der Kaiser hatte ungefähr eine Viertelstunde jenseits unseres kleinen Tales die Nacht zugebracht; gegen 9 Uhr morgens traf er wieder bei uns ein und wir marschierten mit ihm, wie bisher, den Tag hindurch bis an einen Fichtenwald, wo das Nachtquartier aufgeschlagen wurde. Wir fanden auf der Ebene vor dem Walde einige frisch gefallene Pferde, worunter auch russische Pferde waren. Man konnte das deutlich unterscheiden, da die russischen Pferde besser bei Fleisch waren als die unsteinen und auch viel angenehmer schmeckten. Es mußte also hier vor einigen Tagen ein Treffen stattgefunden haben. — Nachdem wir nun, um uns vor dem schneidenden Ostwinde zu schützen, ein flackerndes Feuer angezündet hatten, wurden die Kosakenpferde gebraten und mit dem größten Appetit verzehrt. Diese Nacht war, im Vergleich zu der vorigen, für uns herrlich zu nennen.

Am folgenden Tage marschierten wir auf der großen Straße weiter und überschritten zum zweitenmal den Dnjepr; es sammelten sich viele Truppen verschiedener Nationen um uns, die, von dem großen Heerhaufen abgekommen, gänzlich ohne Disziplin und Haltung waren und nur mit der größten Mühe sich fortschleppten; sie hofften wie wir auf Smolensk. Unsere frühere Sehnsucht nach Moskau konnte nicht größer sein als nun das Verlangen, die Festung Smolensk bald zu erreichen. Wir hofften fest auf das Ende unserer Mühseligkeiten, auf Ruhetage an warmen Kaminen und bei gefüllten Fleischtopfen.



Am 10. November, um 3 Uhr nachmittags, langten wir endlich vor Smolensk an und sahen uns alsbald in unsern Hoffnungen und Vermutungen schrecklich getäuscht. Das zerstörte Smolensk vollwimmelte von Truppen aller Gattungen und Nationen — es war kein Platz mehr da, um auch nur noch einen Mann hier einquartieren zu können. Das westfälische Korps, das ungefähr noch 1200 bis 1400 Mann stark war, mußte vor der Festung, gegen Osten hin, auf einer sanften Höhe ein Bivouak beziehen.

An Lieferung von Lebensmitteln war auch gar nicht zu denken; die französischen Garden hatten alle Magazine gewaltsam geleert. Jedoch hatte sich die Kälte etwas gelegt und es war wenigstens erträglich in unserem Bivak; wir wären gern zufrieden gewesen, hätten wir nur einmal eine andere Speise gehabt als Pferdesfleisch.\*

Die Umgegend von Smolensk ließ nicht vermuten, daß hier irgend etwas Benießbares zu finden wäre; gleichwohl machte ich mich auf, um mein Glück zu versuchen, und schlug ganz allein einen Seitentweg ein, der mich nach einer halben Stunde zu einem Fichtenwalde führte. Im Wald selbst lag hoher Schnee und am Saume war keine menschliche Spur zu sehen. Als ich aber etwas weiter in das Gehölz eingedrungen war, sah ich, daß ein Mensch, ein Pferd an der Hand führend, auf mich zukam. Seit langer Zeit gewohnt, hinter jedem Busche Kosaken lauern zu sehen, war ich der Meinung, es wäre einer dieser Lanzenteiler. Ich nahm meine Büchse vom Riemen, fest entschlossen, den Kosaken ohne weiteres zu erschließen. Da gewahrte ich, daß es ein wechlofer russischer Bauer war, der ein junges, lahmes Pferd mit sich führte. Dies gab mir Aussicht auf eine seltene Beute; ich gab dem Bauer durch Zeichen zu verstehen,

\* Diese Not wurde nicht nur durch die Selbstsucht der Garden, sondern auch durch die schlechte Wirtschaft der Verpflegsbeamten, der „Wehrwärmer“, verursacht. Dieses hatten sie schon vorher veruntreut; beim Verteilen der noch übrigen Vorräte wußten sie sich nicht zu helfen, so daß einige Plünderer alles, ganze Truppenteile aber, die sich fortwährend mit dem Feinde geschlagen hatten, gar nichts erhielten.

daß er sich entfernen sollte, ich würde sein Pferd mit mir nehmen. Er hatte mich wohl verstanden, fiel auf die Knie und bat mich in den siehentlichsten, mir jedoch unverständlichen Lauten, daß ich ihm doch das Pferd lassen möchte. Allein Hunger kennt kein Mitleid und ist ein geblöterischer, strenger Herr; ich erstach das Pferd vor seinen Augen, nahm Herz, Leber und so viel ich nur tragen konnte und kehrte nach dem Bivak zurück. Hier sagte ich, daß man, wenn man meiner Spur folgte, im Walde ein frisch geschlachtetes Pferd finden würde. Dies brauchte ich nicht zweimal zu sagen; nach Verlauf von einer Stunde war das ganze Pferd schon in den Kochtöpfen oder zum Rösten auf die Ladestöcke gespießt; sogar die Hufe wurden verzehrt. Leider hatte es jedoch an Ort und Stelle zwischen den vielen Hungrigen Streitigkeiten gegeben; mehrere kamen mit blutigen Köpfen und leeren Händen zurück.

Wir blieben im Bivak vor Smolensk drei Tage; am dritten Tage morgens zwischen 10 und 11 Uhr hörten wir den Donner der Kanonen von der Raghut her; im selben Augenblicke traf auch die Order zum Ausbruch bei uns ein.\*

\* Im ganzen hatten 80.000 Mann die Stadt erreicht — zuletzt die Raghut unter dem Befehle des Marschalls Ney, die auf dem Rückzug vom Feinde furchtbar zu leiden gehabt hatte. In Smolensk war dann noch einmal versucht worden, das Heer zu ordnen und neu zu bewaffnen. Beim Abzug waren aber nur 40.000 Mann kampffähig; die übrige Masse bestand aus Raghutglern, Fahrleuten, Kranken, Frauen, Kindern u. a. Viele Kranke und Verwundete mußte man zurücklassen; sie wurden alle von den eindringenden Russen ohne Erbarmen niedergemacht — wie früher die Zurückgelassenen in Moskau.

Am Tage unseres Ausmarsches von Smolensk kam der Kaiser, den wir seit vier Tagen nicht gesehen hatten, wieder in unsere Mitte. Seit diesem Tage stieg auch die Kälte wieder, und wenn wir uns bei dem gelinden Wetter im Situat vor Smolensk und bei dem gelochten frischen Pferdefleische etwas erholt hatten, so gingen nun die alten Leiden und Müheligkeiten wieder von vorn an. Dazu kam noch für mich der traurige Umstand, daß meine verbrannte Kleidung mir die Kälte um so fühlbarer, ja fast unerträglich machte.

Am ersten Abend unseres Abmarsches, als wir ungefähr drei bis vier Stunden zurückgelegt hatten, wurde auf einer Ebene an der rechten Seite der großen Straße haltgemacht. Wir wußten anfangs nicht, ob wir hier übernachten oder noch weiter marschieren würden; indes zeigte sich bald, daß wir nur so lange die Militärstraße hatten räumen müssen, bis die 10.000 Mann französischer Gardes, die in Smolensk verpflegt und einquartiert gewesen waren, vorgehoben werden konnten. Dieser Zug dauerte bis spät in die Nacht hinein. Die Erbitterung der Unsrigen, während die Franzosen vorüberzogen, war fürchterlich und machte sich in den schrecklichsten Verwünschungen und Flüchen Luft. Das war ganz natürlich; während wir immer hintangeseht wurden, allen Gefahren die Stirn bieten und Hunger und Elend im höchsten Maße ertragen mußten, hatten diese Gardes Brot, Fleisch und Branntwein nie gänzlich zu entbehren brauchen. Sie hatten weniger getan und weniger gelitten als wir und wurden dennoch besser verpflegt.

Indessen half das Fluchen und Schimpfen nichts; wir mußten stehen und frieren, bis die Gardes vorüber waren. Der Kaiser verweilte ebenfalls solange bei uns und die Vorgesetzten riefen ihm ein immerwährendes „Vive l'empereur!“ („Es lebe der Kaiser!“) zu.

Jetzt setzten wir uns wieder in Bewegung. Nachdem wir ungefähr eine Strecke von dreiviertel Stunden zurückgelegt hatten, kamen wir in die Nähe eines Baches, der von Ellerengebüsch<sup>24</sup> umgeben war. Hier wurde bivakkiert und auch die Franzosen sahen sich in die Notwendigkeit versetzt, nicht weit von uns ein Situat zu beziehen.

Die Nacht war sternenhell, die Kälte aber bis zu einem furchtbaren Grade gestiegen.\* Noch vor Tagesanbruch wurde mir bei dem spärlichen Feuer die Kälte unerträglich. Da ich in der Ferne ein großes Feuer bemerkte, so begab ich mich mit einem Jäger namens Eggeling dorthin. Wir fanden hier eine Menge Menschen von allen Truppengattungen, aber fast alle ohne Waffen; sie hatten sich um ein einzeln stehendes Bauernhaus gestellt, das von ihnen, um sich ertwärmen zu können, in Brand gesteckt worden war. Diese Unglücksgefährten, worunter viele Württemberger, Bayern und Badener waren, räumten uns für den Augenblick ein Plätzchen ein, damit wir unsere fast ganz erstarrten Glieder ertwärmen konnten, zumal ich, der mit entblößtem Rücken einhergehen mußte.

Bei Tagesanbruch sahen wir an Ort und Stelle mehrere Schutthaufen, zerfallene Mauern usw., und Eggeling behauptete,

\* Das Thermometer fiel in dieser Nacht auf  $-22^{\circ}$  C.

hier müsse ein Dorf gestanden haben. Ich pflichtete ihm bei, da die noch stehenden Brandruinen deutlich seine Behauptung bestätigten. Wir beschloßen daher nachzusehen, ob sich hier nicht noch Lebensmittel oder andere für uns wünschenswerte Gegenstände auffinden ließen. Wir durchstrichen die ganze Umgegend, den Hirschfänger in der Hand, und untersuchten damit an mehreren Stellen, wo Backöfen gestanden hatten oder noch Mauern hervortragten, den Erdboden; allein wir entdeckten nichts und wollten schon jegliche Hoffnung aufgeben, als wir, noch einmal ans Feuer tretend, um uns zu wärmen, auf eine Stelle kamen, wo der Schnee nicht so hoch lag wie ringsum. Ich stampfte mit den Füßen auf die Erde und hörte einen hohlen Klang unter mir. Sogleich rief ich Eggeling herbei, der meine Meinung teilte, hier müsse etwas in der Erde verborgen sein. Aber womit sollten und konnten wir diesen Keller öffnen? Es kostete viele Mühe; indes gelang es uns endlich nach stundenlanger Anstrengung, mit dem Hirschfänger eine Öffnung in die Erde zu machen, und wir sahen unsere unerdrossene Mühe auf das reichlichste belohnt. Wir fanden nämlich eine große Anzahl schöner, neuer Schafpelze, vier Brote, einen Beutel mit Mehl, 40 bis 50 Eier und etwas Fett. Wer war glücklicher als wir! Eggeling und ich nahmen jeder einen Pelz, der besonders meinem nackten Rücken sehr zustatten kam, teilten uns die Lebensmittel und gingen dann zu unseren Kameraden zurück, die eben im Begriff standen, weiter zu marschieren. Wir erzählten von unserem reichen Funde und bezeichneten Ort und Stelle, wo die noch übrigen Schafpelze zu finden waren.

Ich kann wohl behaupten, daß mein Pelz und die gefundenen Lebensmittel mich dem Tode entrissen haben. Von meinem verbrannten Mantel konnte ich mich jedoch nicht trennen und trug ihn stets über dem neuen Pelz.

Als wir weitermarschierten, kamen wir auch an die Stelle, wo die französischen Garden diese Nacht gelagert hatten; da fanden wir eine Anzahl steif gefrorener Leichen.

Je näher wir der Grenze Polens kamen, desto mehr verschwand jede Spur von Ordnung und Regelmäßigkeit unter den Truppen. Die Straße wimmelte von Soldaten aller Art, die planlos durcheinander marschierten und bald hier, bald dort haltmachten; Leichen und Wagen sperrten nicht selten den Weg. Vor uns schlug sich der Marschall von Saint-Ehr mit den Russen; dicht hinter uns konnten Murat, Ney und Eugen mit ihren zerstückelten Korps, die seit dem Abmarsche von Moskau um zwei Drittel zusammengeschmolzen waren, kaum mehr den heftigen Angriffen der Feinde widerstehen. Auch das 8. Korps, bei dem ich noch immer in Reih und Glied marschierte und das aus noch 800 Mann bestehen mochte, mußte sich jetzt täglich mit dem Feinde schlagen, was bei dem Mangel an Waffen gewiß nicht leicht war, zumal unsere Körper ermattet, unser Mut durch die vielen Unglücksfälle schier gewichen und unsere Glieder steifgefroren waren. Dazu verbreitete sich das Gerücht, der General Kutusow bedrohe mit 100.000 Mann unsere Flanke. Mich wundert, daß die Russen nicht die ganze noch übrig gebliebene Armee gefangen nahmen; es wäre ihnen bei unserm Zustand ein leichtes gewesen!

Wir marschierten durch die verbrannten Städte Korzhnia und Krasnoi. Etwa zwei Stunden vor dem letzteren Orte kam es zu einem starken Gefechte mit den Russen und hier mußten die noch immer geschonten und aufgesparten französischen Garden ins Feuer. Die russische Artillerie brachte eine große Unordnung in unseren Reihen herbor, indes drangen die Garden mutig vor und die Russen zogen sich bald wieder zurück. Der Kaiser hielt mitten im Gefecht und war Zeuge von dem Verderben, das uns die feindlichen Kartätschen brachten. Die Unordnung erreichte hier ihren Gipfel, man lief durcheinander, hörte auf kein Kommando, auf kein Zureden mehr; jeder war nur für sich und auf seine eigene Rettung bedacht.\*

\* „Und doch fanden sich, wenn die Lärmtrommel geschlagen wurde, noch immer Männer, die das Gewehr in die Hand nahmen und sich für die andern opferten.“ Siehe Krasnoi und Beresina! Nach Pletz und seine meistfälligen Kameraden an der Beresina! — Bei Krasnoi kämpfte eine Handvoll Tapferer gegen das russische Hauptheer unter Kutusow — 14.000 Mann zu Fuß, 2200 Reiter, 30 Geschütze (behindert durch eine Masse unbewaffneter Nachzügler) gegen 90.000 wohlgepflegte Russen! Aber Napoleon griff mit rücksichtsloser Kühnheit an und Kutusow wich vor dieser Kühnheit zurück und gab sogar den Weg nach Desja frei, als er hörte, daß Napoleon mit der Garde anwesend wäre. Er war von Napoleon nicht nur bei Borodino, sondern schon früher bei Austerlitz geschlagen worden und hatte vor ihm eine fast abergläubische Furcht. Er überließ deshalb den Kampf mehr dem russischen Winter und wartete zu. — — Ney mit der Nachhut (9000 Mann und 4000 Nachzügler) wurde abgeschnitten. Er schlug sich aber („der Tapferste der Tapferen!“) nach einem heldenmütigen Kampfe durch und kam mit 600 Mann wieder zu Napoleon.



Obgleich wir noch immer auf der großen Heerstraße unsern Weg fortsetzten, so konnten wir doch des Tages über kaum drei Stunden marschieren; Ermüdung, die Überfüllung der Straße mit Soldaten, die eingerissene Unordnung hinderten uns daran. Indes hielt uns noch immer die Hoffnung aufrecht, daß wir der Grenze Polens täglich näher kämen und dort gewiß von unseren Leiden erlöst würden.

In der Nacht vom 20. auf den 21. November verlor ich auch meinen Kapitän von Reichmeister, und sobald ich mich auch erkundigte, habe ich doch nie wieder eine Spur von ihm gefunden. Es war dies eine furchtbar kalte Nacht; der Nordwind hatte sich mit einem wütenden Schneestöber verbunden. Ich hatte mich in meinen Pelz gewickelt und hinter eine Brandmauer gelegt, ohne mich erst mit Feueranzünden abzumühen. Gegen Morgen weckten uns die russischen Kanonen; als ich nun keinen Offizier von unserm Bataillon mehr auffinden konnte, eilte ich mit einigen Kameraden, so gut es gehen wollte, weiter. Ich verabredete mit ihnen, die so wie ich keinem Kommando mehr angehörten, daß wir stets zusammenhalten und unser ferneres Schicksal miteinander teilen wollten.\*

Seit diesem Tage habe ich auch den Kaiser Napoleon nicht wieder gesehen und wurde erst später gewahr, daß er auf einem Schlitten vorangeeilt war.

\* Am 21. November war das (westfälische) 8. Korps (ursprünglich 19.000 Mann) nur mehr 160 Mann stark. — Die Fehlenden waren tot oder gefangen oder verstreut unter den Nachjägern — wie Fleck, dieser aber ohne seine Schuld. Beim Korps wurden jetzt die Fahnen von den Stangen getrennt, Offiziere und zuverlässige Soldaten schlangen sich die Tücher um den Leib und manche Fahne ist mit ihrem Träger in Rußland vermodert. Die Russen haben daher nur solche Fahnen erbeutet, die sie Toten oder Sterbenden entreißen konnten. — Napoleon hatte sein Heer damals noch nicht verlassen (das tat er erst vor Wilna, am 5. Dezember).



## 7. An der Beresina

Wir marschierten nun jeden Tag mühsam weiter und gelangten unter fortwährendem Bedränge nach Borisow. Die Kälte hatte bedeutend nachgelassen und wir mußten nun mit zerrissenen Schuhen und fast bloßen Füßen bis an die Knöchel im Kot waten. Mein Pelz wurde mir in diesen Tagen beinahe zur Last, und wären die Nächte nicht noch immer so kalt gewesen, würde ich ihn gewiß zurückgelassen haben. Wir schleppten uns also, so gut es gehen wollte, vorwärts und näherten uns immer mehr dem Ufer der Beresina.\*

\* Dieses milde Wetter wurde dem Heere zum Verderben: über die zugestrene Beresina wäre der Übergang ein Kinderpiel gewesen. Dazu brach jetzt wieder die Kälte aus und vermehrte die Leiden der Soldaten, unter denen ohnein Fleckthypus, Blindheit und eine furchterliche Läuseplage wütheten.



Man sagte uns, daß jenseits dieses Flusses — namentlich in Wilna — Winterquartiere bezogen werden sollten und daß dort wohlgefüllte Speicher und Magazine vorhanden seien. Alles strebte nun, bis zur Beresina zu gelangen. Halbberhungerte, gänzlich Ermattete, die eher Gespenster ähnlich sahen als Soldaten der „Großen Armee“, schleppten sich mühsam ihres Weges; viele aber sanken schon in den ersten Tagen des Marsches nieder und streckten vergebens die Arme nach ihren Kameraden aus, sie unter Tränen ansehend, man möge sie doch mitnehmen bis an die Ufer der Beresina. Allein niemand kümmerte sich um das Elend des einzelnen; jeder suchte sich selbst aus dem allgemeinen Elend zu retten, so schnell als möglich weiterzukommen, um nicht den rasch nachdringenden Feinden in die Hände zu fallen. Die Armen, die unterwegs vor Erschöpfung liegen bleiben mußten, gerieten entweder in die Gewalt der Russen oder starben vor Hunger oder wurden von den Hufen der feindlichen Rosse und den Rädern der russischen Kanonen zermalmt.

Ich gelangte mit meinen Kameraden, von denen wir jedoch einen unterwegs krankheits halber hatten zurücklassen müssen, am 26. November abends spät in die Nähe der Beresina. Wir trafen daselbst mit noch zehn Mann von unserm Bataillon zusammen. Von ihnen hörten wir, daß die Russen die Brücke, die bei Borisow über die Beresina führte, abgebrochen hätten, daß aber auf Befehl Napoleons schon neue geschlagen würden.

Es herrschte hier ein unbeschreibliches Gedränge von Soldaten, Pferden, Kanonen und Wagen, von Weibern und



Kindern, Sterbenden und Verwundeten. In furchtbarer Selbstsucht und Verzweiflung opferte der Soldat seinen Kameraden, die Mutter ihre Kinder der augenblicklichen Rettung wegen auf.\* Alles drängte sich der neuen Brücke zu und kam entweder im Moraste des Ufers oder in den Wogen des Flusses selbst um. Und mitten in dies Bedränge schlugen die russischen Kanonenkugeln mit schrecklicher Sicherheit.

Uns war es für den Augenblick unmöglich weiterzukommen; auch wurden vor allem erst die französischen Gardes, die freilich jetzt auch nur eine zerlumpfte, erbärmliche Menschenmasse bildeten, ans jenseitige Ufer geschafft. Wir brachten daher die Nacht, so gut es gehen wollte, in dem Bedränge zu.\*\*

\* Den Beispielen furchtbarer Selbstsucht stehen auch viele Beispiele aufopfernder Treue von Müttern und Soldaten gegenüber. Vor allem soll der 150 Pioniere gedocht werden, die hier — unter den Augen des Kaisers — für ihre Kameraden starben. „Bis an die Hüften, ja bis an die Achseln standen sie in dem eiskalten Wasser, um in dem schlammigen Grunde die Pfähle für die beiden Bodbrücken einzurammen. Einer nach dem andern ging unter, wenn ihn die Kraft verließ; ihre Körper wurden von treibenden Eischollen zerschritten, aber sie arbeiteten weiter! Ehre ihrem Andenken! Sie starben eines noch schrecklicheren Todes als die in Wind und Wetter am Wege Erstarrenden.“

\*\* Die russischen Generale hätten an der Beresina die „Große Armee“ mit einem Schlage vernichten können. Aber sie waren zum Teil zu ungeschickt (es war daher Napoleon gelungen, sie über den Ort des Überganges — nämlich von Worsowo, bei dem Dorf Studenka — zu täuschen, so daß er Zeit für den Brückenbau bekam), zum Teil fürchteten sie, von Napoleon geschlagen zu werden: der alte Kriegstruhm des Kaisers und seiner „alten Garde“ wirkte noch immer auf Feind und Freund! Auch stehen hier einige



Hahn... 1812...

H. WILHELM

Mit dem Anbruch des für mich so verhängnisvollen 27. November verkündete eine starke Kanonade das Vordringen der Russen. In diesem Augenblicke sahen wir auch den so lange von uns getrennt gewesenen Brigadegeneral Legras. Als der brave Mann uns paar Jäger in seiner Nähe erblickte, forderte er uns sogleich zum Plänkeln auf. Er versprach, daß uns noch eine starke Kolonne unterstützen solle, und sobald der Feind weit genug von uns zurückgedrängt sei, würden wir mit ihm über die Beresina gehen.

frische Truppen zu Napoleon — Franzosen, Polen, Schweizer und andere Deutsche — die als Nachhut alle Angriffe der Russen heldenmütig abschlugen (von den 1500 Schweizern kehrten nur 300 aus dem Kampfe zurück). Nur am ersten Tage des Überganges gelang es den Russen einmal, bis an die Brücke vorzudringen und diese zu beschlehen, wodurch sie die fürchterliche Verdrüßung noch länger machten. — Im ganzen sammelten sich an der Beresina 30.000 Bewaffnete und 30.000 Nachzügler. Die Hälfte davon kam über den Fluß, darunter 9000 bis 9000 Bewaffnete. Die Schätze aus Moskau gingen hier fast ganz verloren; die Beute der Kosaken war riesengroß.

Wir marschirten auch ohne Bedenken an der linken Seite der großen Straße vor und glaubten, als sich die Kosaken nach unserm Abfeuern der Büchsen zurückzogen, sie noch weiter verfolgen zu können, damit wir wenigstens fürs erste nicht mehr von ihnen beunruhigt würden und desto sicherer mit unserm General über die Beresina ziehen könnten. Aber kaum hatten wir eine Viertelstunde von der großen Straße weit die Russen verfolgt, so wurden wir mit einem Male auf allen Seiten von ihnen umringt. Wir waren in einen Hinterhalt geraten und sahen, daß Entrinnen unmöglich war.

Wir mußten uns daher mit aller möglichen Geduld in unsere Befangennahme fügen.

Niemals in meinem Leben bin ich so traurig gewesen wie damals, selbst nicht bei den größten Entbehrungen und Mühseligkeiten, nicht bei der grimmigsten Kälte, nicht bei dem nagendsten Hunger! Alle meine Hoffnungen, bald die Heimat wiederzusehen und Rußland, wo ich so vieles erduldet, verlassen zu können, waren mit einem Schlage vernichtet. Ich war unabsehbarer Elende bis jetzt noch immer glücklich entronnen und mußte nun in noch größeres geraten. Es ging mir wie dem Schiffbrüchigen, der unter tausend Mühen und übermenschlicher Anstrengung mit der letzten Kraft der Verzweiflung bis dicht ans rettende Ufer geschwommen ist und dann von der feindlichen Brandung in die tosende See zurückgeschleudert wird.



## 8. Gefangen

Es war zur Mittagszeit, als wir an der Beresina in die Hände der Kosaken gerieten. Nachdem sie uns Waffen und Rangen abgenommen hatten, wurde uns durch Pikenstöße und Knutenhiebe zu verstehen gegeben, wir sollten so schnell vor ihnen herlaufen, wie sie selbst ritten. Mehrere meiner Unglücksgefährten, deren gänzlich erschöpften Kräfte dieses Laufen nicht mehr aushielten, wurden auf der Stelle niedergemacht. Ich sah also meinen Tod vor Augen, sobald ich nur die geringste Spur von Ermattung zeigte, und strengte alle meine Kräfte an, dem Ungestüm meiner Sieger und den niederprasselnden Knutenhieben zu entsprechen. So lief ich wenigstens eine Strecke von zwei Stunden, ohne auch nur einmal anzuhalten, bis wir endlich die russische Armee erreichten.

Schon von fern sah ich hier eine große Anzahl Gefangener versammelt und die Russen damit beschäftigt, die Unglücklichen

zu entkleiden und zu plündern. Mit schwerem Herzen dachte ich nun an meinen schönen Pelz und meinen Geldbeutel, die beide ohne Zweifel sehr bald in die Hände der Feinde übergehen würden.

Ich hatte während der letzten paar Tage, die wir in der Nähe der Beresina verweilen mußten, mehrere wertvolle Sachen von den stehengebliebenen und verlassenen Wagen genommen, diese aber mit meinem Ranzen, in dem ich sie verborgen hatte, durch die Kosaken wieder verloren. Nur meinen seidenen Geldbeutel, worin ungefähr acht Taler an österreichischem Kreuzergelde und ein Krontaler enthalten waren, hatte ich noch gerettet.<sup>23</sup> Ich beschloß, ihn, wenn möglich, auch hier vor den raubgierigen Händen der Kosaken zu retten, nahm ihn aus der Westentasche, steckte ihn unter den Armelausschlag meines über den Pelz geworfenen, verbrannten Mantels und zog den Ausschlag mit dem Geldbeutel so tief herunter, daß ich letzteren mit der Hand festhalten konnte.

Raum hatte ich dieses Manöver ungesehen ausgeführt, als auch schon zwei Kosaken durch Zeichen ihre Sprache verstand ich ja nicht) mir befehlen, mich auszuziehen. Ich nahm also zuerst meinen verbrannten Mantel ab, zeigte ihnen, daß der Rückenteil gänzlich verbrannt und der Mantel auch sonst abgenutzt war und nicht gut mehr zu gebrauchen, worauf sie mir zu verstehen gaben, ich solle ihn nur auf die Erde legen. Darauf rissen sie mir Pelz, Uniform, Weste und Hemd mit Ungestüm und staunenswerter Gewandtheit vom Leibe und durchsuchten genau alle Taschen; sogar in den verbrannten

Samtschen suchten sie nach Schätzen. Dann warfen sie die Weste auf den verbrannten Mantel, nahmen die andern Kleidungsstücke mit und ließen mich von allem entblößt stehen. Die Kälte war wieder zu fürchterlicher Höhe gestiegen, so daß ich schnell meine Weste anzog und den Mantel umwarf, um mich wenigstens etwas zu schützen; dann wurde ich zu den unglücklichen Befangenen getrieben. Auch mein Tschako war mir bei der Befangennahme geraubt worden, und da mir die Kosaken nicht einmal das Halstuch gelassen hatten, mußte ich erwarten, schon in der ersten Nacht zu erfrieren. Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich meiner.

Wir mußten, von Kosaken geführt, mitten durch die russische Armee marschieren; die feindlichen Soldaten, wohlgenährt und warm gekleidet und weniger als wir unter der Kälte leidend, an die sie gewöhnt waren, gafften uns mit Verwunderung an und ließen es an Spott und Hohn nicht fehlen.

Auch an der feindlichen Generalität kamen wir vorüber. Als ich die Generale in ihrer glänzenden Uniform und ihre trefflichen Pferde erblickte, dachte ich wehmütig zurück an Napoleon und sein noch glänzenderes Gefolge, an die Siege, zu denen uns der Kaiser und seine Marschälle geführt.

Das war jetzt alles vorüber. Mein früheres Leben erschien mir wie ein bloßer Traum — und ich sah mich jetzt zu einem baldigen Tode oder zu einem namenlosen Unglück verdammt.

Als diese traurige Betrübnis sich meiner Gedanken bemächtigte, beschloß ich, noch einmal mein Pell zu versuchen, ehe

alles rettungslos verloren war. Mit raschem Sprunge durchbrach ich die Linie der Kosaken, und der Plebe, die auf mich niederregneten, nicht achtend, erreichte ich die russischen Generale, die sich nicht wenig über meine Kühnheit wunderten.

In der Voraussetzung, daß einer von ihnen getwils Deutsch verstände, redete ich sie in dieser Sprache an; ich bat, sie möchten mich doch ungesäumt erschließen lassen, weil mein erschöpfter, von Kleidungsstücken entblößter und von Hunger ausgemergelter Körper die Strapazen und die strenge Kälte nicht länger aushalten könne. Ich rief, mich an einen der Vorbersten wendend, dessen Alter und Orden den Obergeneral verkündeten: „Herr General, ich bin überzeugt, daß Sie Deutsch reden; haben Sie die Gnade und lassen Sie mich erschließen!“

Nachdem ich diese Worte gesprochen, kam der bezeichnete bejahrte Mann, dessen Brust mit vielen Ordenszeichen geschmückt war, näher an mich heran und sagte mir, daß ich da etwas verlange, was die Russen nicht erfüllen könnten. Da ich übrigens ein Deutscher wäre, so würde demnächst, sobald es die Umstände gestatteten, besondere Rücksicht auf mich genommen werden; für jetzt aber könne niemand vorgezogen werden.

Ich wiederholte dessenungeachtet meine Bitte, indem ich meinen Mantel von den Schultern zog und den von Pitensstößen und Knutenhieben zerfleischten Rücken zeigte und hierbei bemerkte, daß ich solch grausame Behandlung, wie ich sie seit der Befangennahme erlitten, nicht länger ertragen könne und tausendmal lieber erschossen werden wolle, als durch langsame Martern mein Leben einzubüßen.



Der alte General schien durch den Anblick meines gezeigten Körpers zum Mitleid betrogen zu sein und hieß mich, ihm zu folgen.

Er ging hierauf mit drei jüngeren Generalen in ein etwa fünfzig Schritte von uns entferntes, durch aufgeworfene Erde dicht gemachtes Bretterhaus. In der Nähe dieser Hütte standen zahlreiche Wagen und Schlitten umher, die mit großen Gefäßen, Brot und Mehlsäcken beladen waren.

Ah, wie lange hatte ich keine gefüllten Säcke mehr gesehen und wie wunderbar und fremdartig mutete es mich an, endlich einmal gut genährte, gesunde Menschen zu erblicken, die Kriegslieder sangen, und das Wiehern und Stampfen der Rosse zu hören!

Wir traten in die Hütte. Zwei Lichter erhellten sie und in einer Ecke brannte ein wärmendes Feuer. Man befahl mir, mich niederzulassen, und der alte Herr fragte mich, aus welcher Gegend Deutschlands ich stamme. Ich erwiderte ihm: „Aus dem Fürstentum Hildesheim!“ das ihm jedoch gänzlich unbekannt war. Hierauf sagte ich ihm auf seine ferneren Fragen, daß ich unter den Westfalen gedient, daß die französische Armee ohne Lebensmittel sei und daß der Kaiser Napoleon uns schon längst verlassen hätte und ich nicht wüßte, ob er sich überhaupt noch bei der Armee befände.

Als ich nun auch gestand, daß ich schon seit Wochen mich nur durch schlechtes Pferdefleisch ernähre, setzte man mir sofort ein großes Brot, eine Flasche Branntwein und ein Trinkglas vor. Der alte General nötigte mich zum Essen, wobei er sich

jedoch etwas ungehalten darüber stellte, daß ich ihm nicht sagen konnte oder — wie er argwöhnte — nicht sagen wollte, wo Napoleon sich aufhielt; er hätte vor kaum einer Stunde die sichere Nachricht bekommen, daß der Kaiser sich in der Nähe der Beresina aufhalte, also gerade da, woher ich käme. Da ich jedoch wirklich nicht wußte, was aus Napoleon geworden war, beteuerte ich abermals, daß es mir unmöglich sei, den Herrn General in dieser Hinsicht zufriedenzustellen; ich würde gewiß alles sagen, was ich wüßte, teils aus schuldiger Dankbarkeit, teils auch, weil wir Deutschen dem französischen Kaiser nur ungern und gezwungen nach Rußland gefolgt wären. Ohnehin könne ich versichern, daß unter den Franzosen nirgends mehr Ordnung herrsche, daß keiner sich um den andern kümmere und an der Beresina sich eine solche Menschenmasse angehäuft habe, daß es gewiß schwer sein würde, den Kaiser dort auch zu finden.

Diesen Worten schien er zu glauben und er nötigte mich wiederholt zum Essen und Trinken, schenkte mir selbst ein Bierglas voll Branntwein ein und gab es mir in die Hand mit den Worten:

„Wenn du nicht weißt, wo sich euer Kaiser aufhält, und du von ihm verlassen bist, so trink dies Glas auf die Gesundheit unseres Kaisers, unter dessen Schutze du von nun an leben wirst!“

Es war mir wahrlich einerlei, auf wessen Gesundheit ich in diesem Augenblicke trank — ich hätte auf das Wohlsein aller bösen Geister getrunken, wenn ich nur unter dieser Bedingung

hätte trinken sollen. Daher nahm ich das Glas, stand von meinem Sitze auf und sagte:

„Ich trinke dies auf die Gesundheit des Kaisers Alexander, auf die Gesundheit seiner hohen Familie, seiner Feldherren und seiner ganzen Armee!“

Dann trank ich fast die Hälfte des Brantweins aus, während der alte General den Umstehenden meine Worte verdolmetschte.

Als ich das Glas nur halb geleert wieder auf den Tisch stellte, kam ein großer junger Mann, mit einem Stern auf der Brust, an mich heran, reichte mir mit Ungestüm das Glas wieder und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich es ganz leeren müsse, was ich denn auch notgedrungen tat. Kaum hatte ich das Glas geleert, so fühlte ich mich auch schon ein wenig berauscht, da ich seit langer Zeit des Brantweingenußes entwöhnt war, und als mich darauf der alte General fragte, ob ich noch verlange, totgeschossen zu werden, bat ich um die Erlaubnis, fortleben und in seine Dienste treten zu dürfen, um ihm meine volle Dankbarkeit beweisen zu können.

Der alte General lobte meinen guten Willen, sagte mir aber, daß ihm ein strenger kaiserlicher Befehl es untersage, mich bei der Armee zu behalten; indes wäre es möglich, daß die deutschen Gefangenen recht bald aufgefordert werden würden, russische Dienste in einer eigens dazu errichteten Abteilung, in der „Russisch-deutschen Legion“, zu nehmen. Vorläufig müßte ich aber mit der Kolonne weiter ins Innere von Rußland marschieren.

Darauf ließ er mich von einem seiner Diener die wundten Stellen auf dem Rücken mit warm gemachtem Brantwein waschen und beschenkte mich mit einer russischen Mütze, einer Halsbinde und einem Rosakenmantel, damit ich die Kälte besser ertragen könnte. Zugleich wurde dem Kommandanten, der den Transport der Gefangenen zu leiten hatte, eine Banknote von zehn Rubel<sup>20</sup> für mich eingehändigt, mit dem Befehl, mich davon so gut als möglich zu verpflegen und mich überhaupt schonend und mit Aufmerksamkeit zu behandeln. Mit dem gebührenden Danke für die großmütige Behandlung empfahl ich mich den Generalen und war von nun an von dem Kommandanten abhängig.

Dieser ging mit mir etwa noch fünfzehn Minuten lang durch die russische Armee und nun erst sah ich meine Unglücksgefährten, in einen Haufen zusammengetrieben, wieder. Es war ein herzzerreißender Anblick; die meisten von ihnen waren halb nackt, alle auf das äußerste erschöpft und sie zitterten vor Hunger und Kälte. Der Kommandant, der in der Armee den Rang eines Majors bekleidete, sagte mir, daß nach einer ungefähren Zählung der ganze Transport aus etwa 2800 Mann bestehe.

Dieser Mann machte mich auch mit den Namen der Generale bekannt, die ich soeben verlassen hatte. Der alte Herr mit den vielen Orden war der Marschall Kutusow; der jüngere der Bruder des Kaisers, der Großfürst Konstantin. Die Namen der anderen Generale habe ich vergessen. Es wurde mir zugleich erzählt, daß schon mehrere Gefangene

zu den Generalen gelaufen wären und diese um Hilfe und Abstellung ihrer grausamen Behandlung gebeten hätten; der Großfürst Konstantin aber habe sie kurzerhand auf der Stelle erstochen.\*

\* Andere Berichte aber rühmen Konstantins menschenfreundliche Sorge für die Befangenen. Vielleicht hat Förster Fied ihn mit einem andern verwechselt.



## 9. In Elend und Tod

Wir sollten nun unter Eskorte von 200 bis 300 Kosaken aufbrechen. Aber mehrere der Befangenen waren nicht von der Stelle zu bringen; andere fielen nieder und wurden durch den Tod von ihrem Elend erlöst. So verzögerte sich der Abmarsch von einer Stunde zur anderen, und als wir uns endlich in Bewegung setzten, war es schon so spät geworden, daß wir nur noch einen Marsch von höchstens zwei Stunden zurücklegen konnten.

In der ersten Nacht kamen wir in der Nähe eines Waldes in Sitvat zu liegen und es durfte keiner der Befangenen sich unterstehen, aus dem Kreise zu gehen, den die Kosaken um sie geschlossen hatten, wollte er nicht auf der Stelle erstochen werden.

In dieser ersten Nacht schon hielt der Tod reiche Ernte. In der Kolonne wurde kein Feuer angemacht, und wie konnten



diese Elenden, die seit langem schon in ihrer Befundheit erschüttert, dumpfer Verzweiflung und zehrendem Heimweh verfallen waren, der grimmligen russischen Kälte widerstehen?

Ich hielt mich in der Nähe des Majors auf, der sich hinter einem kleinen Verschlage ein Feuer hatte anzünden lassen und auch innerlich mit Brantwein nicht wenig einheizte, wobei er fortwährend die Kosaken schimpfte und ihnen Wachsamkeit und Aufmerksamkeit anempfahl, bis er endlich in einen tiefen Schlaf versiel.

Die Nacht war still und sternhell. Gern hätte auch ich mich dem Schlafe hingegeben; aber meine Schmerzen und die Unruhe meines Geistes, der bald all der entsetzlichen Möglichkeiten der Befangenschaft gedachte, bald in der entfernten Heimat weilt, hinderten mich daran. Von Zeit zu Zeit hörte ich das Klagen und Jammern meiner Unglücksgefährten, die von den Kosaken eingeschlossen waren, ihr dumpfes Fluchen, ihr leises Wimmern, einen gellenden Schrei — dann war alles wieder still wie der Tod.

Und der Tod war es auch wirklich, der bald hier, bald dort dem Jammergeschrei der Unglücklichen ein Ende machte. Am folgenden Morgen lagen die Leichen der Erstorenen haufentwelse auf dem harten Boden; wir andern mußten weitermarschieren und wurden es bald gewohnt, wenn fast jede Stunde einer niederfiel und seinen Geist ausgab.

Ich unterließ es zwar nicht, den Major, der leider nur wenig Deutsch verstand, zu bitten, das traurige Los der

armen Befangenen etwas zu mildern und dafür Sorge zu tragen, daß die Unglücklichen nicht mehr so barbarisch behandelt würden; aber vergebens: sein Herz kannte kein Mitleid und er erwiderte mir gewöhnlich auf meine dringenden Vorstellungen nur die kurzen Worte: „Die Deutschen — gute Leut — Franzosti — Sabati (die Franzosen sind Hunde).“ Wenn ich dann sagte, daß der größte Teil des Transports aus Deutschen bestände und nur sehr wenige Franzosen sich darunter befänden, maß er mir keinen Glauben bei und blieb bei seinem „Franzosti — Sabati“.

Dazu kam noch, daß diesen Unglücklichen die ersten vier Tage hindurch keine Lebensmittel gereicht wurden, und als wir von der Militärstraße seitab geführt wurden, hatten wir auch keine Gelegenheit mehr, etwas Mundvorrat aufzufinden, und wäre es auch nur schlechtes Pferdefleisch gewesen. Ich kann bis jetzt nicht begreifen, wie so viele das noch aushalten konnten, und es nahm mich damals gar nicht wunder, daß schon in den ersten Tagen unseres Marsches der Transport sich um mehr als die Hälfte verringerte.

Erst am dritten Tage trafen wir ein Dorf an, das von der Kriegsfurie verschont geblieben war. Unser Herz klopfte freudiger, als wir die Häuser und die rauchenden Schornsteine erblickten. Wir hofften gewiß, hier wenigstens einige Lebensmittel und endlich einmal eine bessere und wärmere Lagerstätte als ein Sitak unter freiem Himmel zu erhalten. Aber wir täuschten uns leider; statt der Nahrungsmittel und des wärmenden Obdachs empfingen uns Hohn und Spottreden

der Einwohner und sie würden uns geschlagen oder gar ermordet haben, hätten die Kosaken uns nicht beschützt.

In der Nähe des Dorfes wurde auf einer kleinen Anhöhe wiederum ein Sitwak bezogen; ich quartierte mich jedoch mit dem Major am Ende des Dorfes in einer Bauernstube ein, wo ich indessen unter dem Rauch und dem Ungeziefer sehr zu leiden hatte. Auch mußte ich alle mögliche Vorsicht gebrauchen, um mich den Augen der Bauern zu entziehen, die es sich vorgenommen hatten, mich ohne weitere Umstände totzuschlagen. Der Major hatte wie gewöhnlich der Flasche stark zugesprochen und lag bald in tiefem Schlafe, während ich die Nacht hindurch keine Ruhe finden konnte. Erst spät am anderen Morgen verließen wir diesen Ort und abermals blieben zahlreiche Vöte auf dem Platze.

Nachdem wir zwei Stunden marschiert waren, kamen wir in eine kleine Stadt. Wir zogen durch sie unter lautem Jammergeschrei der Gefangenen, passierten dann einen ziemlich breiten Fluß und bezogen an der östlichen Seite der Stadt ein Sitwak. Diesmal jedoch erging es uns besser als früher. Die Einwohner dieses Städtchens, größtenteils Juden, fühlten sich durch unsere erbärmliche Lage zum Mitleid bewegt; kaum waren wir eine Stunde lang im Lager, als sie uns auch schon Brot und Fleisch brachten und trotz der vielen Wildertwärtigkeiten von Seiten der Kosaken in eigener Person unter die Gefangenen verteilten. Dabei gaben sie sich indes viele Mühe, von diesem oder jenem Gold- oder Silberfachen einzutauschen. Vor dieser Stadt, wo wir drei Tage und

vier Nächte verweilten, wurde auch endlich wieder einmal ein regelmäßiges und hinreichend großes Sitwakfeuer unterhalten.

Bei unserem Abmarsche bekamen wir jedoch, weil unser Major durch übermäßiges Trinken krank geworden war, einen anderen Führer. Dieser, ein schon besahrter Mann, der weder Geld für mich noch sonstige Empfehlungen für meine Person erhalten hatte, auch keine Silbe Deutsch verstand, verließte mich von nun an dem großen Haufen ein und ich war gezwungen, jetzt das ganze Urd dieses unglücklichen Transportes mit zu erdulden. Ich hatte bisher drei Bekannte und Freunde von mir, soviel ich es vermochte, unterstützt; dies mußte nun aufhören, da ich jetzt selbst so viel Sorge auf meine eigene Person zu verwenden hatte, daß ich mich um keinen anderen mehr kümmern konnte. Doch hielten wir hier uns zusammen, so gut es gehen wollte.

Wir wurden von jetzt an auf Befehl des neuen Kommandanten noch viel strenger bewacht und beobachtet als früher, weil während des letzten Sitwaks mehrere der Gefangenen versucht hatten, mit Hilfe der Juden zu entfliehen. Einige Polen, die man wieder eingeholt hatte, wurden, um uns andern ein abschreckendes Beispiel zu geben, vor unseren Augen auf barbarische Weise ermordet. Man band nämlich einen solchen Deserteur hinter einen Schlitten fest, dann nahm ein Kosak auf dem Schlitten Platz, trieb das Pferd zu raschem Laufen an, die anderen jagten in einem Kreise hinter dem Schlitten her und stachen so lange mit ihren Piken auf das unglückliche

Opfer los, bis es unter entsetzlichen Schmerzen und erschütterndem Geschrei den Geist aufgab.\*

Die Polen in unserem Transporte, der übrigens aus Leuten fast aller Nationen bestand, waren die einzigen, die die schauerhafte Behandlung noch einigermaßen ertragen konnten. Sie waren das Klima und die Lebensweise besser gewohnt als wir und auch dadurch im Vorteil, daß sie soviel Russisch verstanden, um sich mit ihren Gewalthabern wenigstens verständigen zu können.

Unser Marsch ging über weite, öde Steppen, die, soweit der Blick reichte, von Schnee bedeckt waren. Nur selten bekamen wir Häuser und Menschen zu Gesicht und mußten die langen kalten Nächte stets unter freiem Himmel zubringen. Es wurde freilich an einzelnen Stellen von den Bauern Holz zusammengespart, so daß wir des Nachts ein Feuer anzumachen konnten; jedoch reichte dies für die vielen Menschen nicht aus, auch brannte es selten bis Mitternacht und wir waren der strengen Morgenkälte ohne allen Schutz ausgesetzt. Dabei marschierten wir des Tages meistens nur drei Stunden, nach deren Verlauf wir schon wieder stillliegen mußten, und

\* Beim Vormarsch hatten es die Polen den russischen Gefangenen ebenso gemacht. Wer nicht weiter konnte, wurde niedergeschossen. Waismann, ein deutscher Offizier, fand in einer Kirche etliche verhungerte Russen; nur drei lebten noch. Sie waren von den Polen eingesperrt worden. — Dieser Haß zwischen Russen und Polen ist Jahrhunderte alt; damals aber dachten die Polen besonders an das Jahr 1794. Da hatten die Russen die Vorstadt von Warschau, Praga, erübrigt und alles, Soldaten und Weibsel, Geisse, Frauen und Kinder, nach fürchterlichen Mißhandlungen niedergemacht.

erhielten höchstens alle drei Tage ein Stück grobes Brot und als Beilage regelmäßig einige Piebe mit dem Rantschu. Es war daher nicht zu verwundern, daß täglich infolge dieser Lebensweise und grausamen Behandlung einige Gefangene ihren Geist aufgaben und daß schon nach 14 Tagen der Transport sich um zwei Drittel verringert hatte.

Ich sah ein, daß auch ich nicht lange mehr diese Strapazen ertragen würde, und nahm mir deshalb vor, bei erster bester Gelegenheit zu entfliehen. Zwar kannte ich die Gefahren einer Flucht sehr gut. Ich war in einer Gegend, in der ich mich durchaus nicht orientieren konnte, ich verstand die Sprache des Landes nicht und würde sicherlich von den Bewohnern über kurz oder lang wieder gefangen; und mein Los konnte dann noch schlimmer werden, als es jetzt war, wenn ich nicht gar wieder an den Transport abgeliefert und auf der Stelle erstochen wurde. Doch so oder so, ich wollte es auf jeden Fall versuchen und das übrige Gott anheim stellen.

Ich besprach mich mit meinen Bekannten, aber ich konnte nur einen von ihnen, den Jäger Wangemann, dazu bewegen; die beiden andern, Keusel und Talleur, fürchteten sich zu sehr vor dem Wiedereingeholtwerden und hofften, daß man gewiß bald das Ziel des Marsches erreichen würde. Ich suchte sie auch nicht weiter zu bereden, da es bei solchen gefährlichen Unternehmungen am besten ist, wenn jeder selbst über sein Schicksal bestimmt und nicht noch für andere verantwortlich ist.

Indes verging ein Tag nach dem anderen, ohne daß sich eine Gelegenheit zur Flucht darbot; da unsere Zahl täglich

kleiner wurde, konnten die Kosaken, die uns jetzt sogar das Stückchen Brot entzogen, uns immer enger umschließen und es war an kein Entweichen zu denken. Der Hunger wütete schrecklich unter uns, und wenn ich diese gänzlich abgekehrten Gestalten mit ihren wilden blutdürstigen Blicken sah, befiel mich nicht selten die Furcht, die Befangenen möchten übereinander herfallen, um gleich den Kannibalen sich an Menschenfleisch zu sättigen.

Es war jetzt ein Glück für mich, daß ich meinen Geldbeutel gerettet hatte und das blanke österreichische Kaisergeld, das so ziemlich der russischen Silbermünze gleich, in Bewegung setzen konnte. So oft das Glück uns an einem Dorfe vorüberführte und die Bauern sich um uns versammelten, machte ich ihnen durch Zeichen begreiflich, daß ich hungrig sei, und ließ dabei verstohlen ein Silberstück blinken; dann erhielt ich gewöhnlich etwas Brot. Jedoch mußte ich diesen Handel sowohl vor den Kosaken als auch vor meinen Unglücksgefährten selbst äußerst geheim halten, wenn ich nicht, was auch einige Male geschah, wieder mein Brot verlieren wollte. Wenn ich so glücklich gewesen war, etwas heimlich zu erhandeln, teilte ich meinen Freunden davon mit und kräftete auf diese Weise unser Leben von einem Tage zum anderen.

Nachdem wir abermals acht Tage weitermarschiert waren, traf es sich, daß wir in ein großes Dorf kamen, wozu ein adeliges Gut gehörte. Dieses lag am äußersten Ende des Dorfes und war mit einem großen Hofraum versehen, der teils von Wirtschaftsgebäuden, teils von Pflanzen und Hecken umschlossen war.



Auf diesen Hof wurden wir im Schneegestöber getrieben. Nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde hieß es, die Deutschen sollten alle durch eine ihnen angewiesene Tür gehen, um sich in dem Garten zu versammeln, woselbst sie vom Gutsherrn mit Brot und Branntwein traktiert werden sollten.

Es mochten von uns Deutschen etwa noch 120 Mann am Leben sein, die aber alle krank und elend und trotz ihrer Jugend mehr oder minder entstellt waren. Dazu kam, daß sich jeder, so gut es nur immer möglich war, durch die verschiedensten Kleiderfetzen vor der grimmigen Kälte zu schützen suchte. Wurden doch die Leichen der unterwegs Umgekommenen von den Überlebenden mit solcher Habgier geplündert, daß es darüber oft zu Streitigkeiten und Tötlichkeiten kam!

Der Gutsherr mußte Mitleid empfinden, als er unsere elenden, verhungerten Gestalten, unsere armseligen Lumpen erblickte, und so ließ er es an gutem Brot und Schnaps nicht

fehlen; auch war er, wie er sagte, überzeugt, daß die Deutschen wider ihren Willen in diesen Krieg gezogen wären und also ihr Elend nicht verschuldet hätten.

Es war seit unserer Gefangenschaft das erstemal, daß wir ohne Knutenhiebe einige Lebensmittel geliefert bekamen. Die Freigebigkeit des gutherzigen Spenders bekam jedoch diesen schlecht; der Genuß des Branntweins war für uns alle eine ungewohnte Sache, und wenn auch die einzelnen Gaben nicht übermäßig waren, so reichten sie doch hin, um alle trunken zu machen. Hätten wir jetzt eine gute, trockene und geschützte Lagerstätte gehabt, so wären die Folgen des Rausches vielleicht spurlos an uns vorübergegangen; aber man trieb uns wie das liebe Vieh wieder auf den Hof zwischen die anderen Gefangenen.

An ein Entkommen aus diesem stark eingefriedeten Raume war nicht zu denken und die Aussicht, ohne Feuer, das in der Nähe der Wohn- und Wirtschaftsgebäude nicht entzündet werden durfte, diese narkotische Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, war gewiß nicht die angenehmste. Indes konnte ich es noch eher aushalten als viele meiner Unglücksgefährten, da ich noch immer den Kosakenmantel hatte, den mir der russische General geschenkt, und auch während des Marsches den Erstorenen Tücher und Lumpen abgenommen hatte, um mir damit Hals und Unterleib, so gut es ging, zu schützen und zu wärmen.

Als vor Anbruch der Nacht das Schneetreiben aufhörte und bei sternhellem Himmel eine schneidende Kälte einsetzte, dankte

ich im Stillen nochmals dem freundlichen Kutusow für den Kosakenmantel, der mir schon so viele Dienste getan hatte und besonders in dieser Nacht noch tun sollte. Ich bat meine drei Freunde, ja zueinander zu halten, da die Franzosen und Polen, die an der Freigebigkeit des Gutsherrn nicht teilgehabt hatten, Drohungen gegen die Deutschen austießen und ich deshalb nicht ohne Grund befürchtete, es möchten Schlägereien und Gemehel unter den Gefangenen entstehen. Mut und Ärger auf der einen, Trunkenheit auf der andern Seite ließen auch bald meine Befürchtungen sich verwirklichen. Die Flüche und Verwünschungen, die die Polen und Franzosen austießen, wurden immer lauter; die Deutschen ließen es an gebührender Erwiderung nicht fehlen und bald war die Schlägerei in vollem Gange. Die Kosaken kümmerten sich nicht darum; es verschlug ihnen nichts, ob viele oder wenige von den Gefangenen an Ort und Stelle kämen, wenn sie nur nicht lebend sich ihrer Obhut entzogen.

Trotz der allgemeinen Verwirrung gelang es mir und meinen Freunden anfangs, beisammen zu bleiben und gemeinsam uns den Anfällen der Polen und Franzosen zu entziehen. Als aber das nächtliche Dunkel immer mehr hereinbrach, verloren wir einander und ich entschloß mich, ohne mich um den noch überall tobenden Lärm weiter zu kümmern, eine erträgliche Schlafstätte aufzusuchen. Ich fand auch bald einen Platz in einer Ecke, wo zwei Wirtschaftsgebäude von zwei Seiten den Hof einschlossen und mit den Siebelenden ein Rechteck bildeten, das mir, da auch die Dachrinnen hier in einem Vorsprunge

zusammentrafen, ein ziemlich geschütztes Obdach zu gewahren schien.

Raum hatte ich mich aber, fest in meinen Mantel gehüllt, niedergelegt, als auch schon andere ankamen, um hier Schutz für die Nacht zu suchen. Die legten sich dicht neben mir nieder; bald kamen noch andere und der Andrang wurde immer stärker, so daß ich, um nicht erstickt zu werden, von Zeit zu Zeit über die Menschenmasse hinwegkroch und auf diese Weise dem Dache immer näher gehoben wurde.

In dieser Lage, bis an die Schultern zwischen lebenden und toten Menschen steckend, mußte ich die lange kalte Nacht verbringen, ohne mich auch nur im geringsten bewegen zu können. Obgleich ich schon an Leidensbilder aller Art gewöhnt und äußerst ermüdet war, kam doch kein Schlaf in meine Augen. Bald legte sich ein anderer quer über mich, den ich, wenn ich nicht ersticken wollte, wieder von mir abwälzen mußte, so gut es ging; bald erscholl vom Hofe her ein wüster Lärm und schreckliches Fluchen; ich hörte das Klagegeschrei der Kranken, die röchelnden Seufzer der Sterbenden, das Gebrüll der von ihren eigenen Kameraden Betroffenen; zwischendurch ertönte der Wachtruf der Kosaken. Dazu kam meine eigene traurige Lage; ich war zwar bis jetzt noch immer dem Tode glücklich entgangen, aber wäre es nicht besser gewesen, auf dem Schlachtfelde von Mosaisk den Kriegertod zu sterben, als diese lange fluchwürdige Behandlung zu ertragen und nun vielleicht bald wie ein Hund unter freiem Himmel den letzten Atemzug zu tun?

Solche und ähnliche traurige Gedanken verscheuchten den Schlaf von meinen Augen. Daher war ich froh, als endlich der Morgen wieder anbrach und die Kosaken ihr „Suppel!“ (Vorwärts!) ertönen ließen, welches Kommandowort sie stets mit Kantshuhleben unterstützten. Nur mit der größten Anstrengung gelang es mir, mich aus dem Knäuel von Menschen herauszuarbeiten, und als ich mich auf die Beine stellte, fand ich, daß durch die Kälte und den immertwährenden Druck der Blutumlauf in meinen Beinen so sehr gehemmt war, daß ich anfangs glaubte, die Beine seien mir erfroren.

Ungefähr zwei Drittel der Menschen, die mit mir unter dem Vorsprunge des Daches gelegen hatten, waren in dieser schrecklichen Nacht umgekommen; aber auch den übrigen war es nicht viel besser ergangen als uns. Ein allgemeines Wehklagen erhob sich im ganzen Hofe. Die Polen hatten, von der Dunkelheit der Nacht und dem tiefen Schlaf der berauschten Deutschen begünstigt, vielen der letzteren alle Kleidungsstücke geraubt. Zwei meiner Freunde, Keufel und Talleur, mußte ich in diesem unglückseligen Hofraume zurücklassen; Keufel hatte keine Kleider und Talleur war erstickt. Es blieb mir also von meinen Bekannten nur noch der Jäger Wangemann, der die Nacht unter der Freitreppe des Schlosses zugebracht hatte.

Bei unserem Abmarsche sah der Gutsbesitzer aus dem Fenster. Ich bat ihn, sich des entkleideten Keufel anzunehmen, konnte aber seine Antwort nicht hören, da die Kosaken mich mit Kantshuhleben vom Hofe trieben. Was aus dem armen Keufel geworden ist, habe ich nie erfahren.



## 10. Fluchtpläne

Wir marschierten nun wie früher etwa drei Stunden des Tages; als Rastort wurde uns ein neuer Totenacker angetwiefen. Das Gefühl des uns begleitenden Kapitäns sowie der Kosaken schien gänzlich abgestumpft zu sein; obgleich man es dem Kommandeur gewiß zur strengen Pflicht gemacht hatte, den Befangenen täglich etwas an Nahrungsmitteln zu reichen, geschah dies doch höchst selten und unregelmäßig und ich war froh, daß ich mir hin und wieder heimlichweise ein Stück Brot kaufen konnte.

Es mochte der 20. Dezember sein, als wir unter den größten Drangsalen und bei einer furchtbaren Kälte vor einer ziemlich großen Stadt ankamen. Wir hofften zusehends, hier endlich einmal ein Obdach zu erhalten; aber auch hier mußten wir ein Sitvat auf einer im Süden der Stadt gelegenen Anhöhe

beziehen. Die ganze Befangenenmannschaft mochte ungefähr noch 400 Mann stark sein und es war daher den Kosaken möglich, uns so eng einzuschließen, daß alle zehn Schritt ein Posten stand und es also unmöglich war, aus diesem Kreise zu entkommen. Die Wachen wurden alle Stunden abgelöst und es ging fast beständig eine Patrouille um das Sitvat.

Am ersten Tage, den wir in diesem Sitvat verbrachten, erhielten wir keine Nahrung; am nächsten Morgen jedoch wurde jedem von uns ein Stück groben Brotes zugeteilt. Inzwischen war mein Geld bis auf den Krontaler geschwunden. Als ich meinem Freund Wangemann, der sich wie ich noch einer ziemlich gesunden Gesundheit erfreute, das sagte, meinte er, wir würden nun wohl jeden Tag ein Stück Brot erhalten und es könne auch die Zeit nicht mehr fern sein, da wir endlich unter Dach und Fach gebracht werden müßten, wenn wir nicht sämtlich eine Beute des Hungers und der Kälte werden sollten. Ich war derselben Meinung; aber wir täuschten uns beide. Wir lagerten einen Tag nach dem andern auf dieser Stelle des Jammers, der Verzweiflung und des Todes, ohne alle Aussicht auf Erlösung; dabei wurde es immer kälter und der Schnee fiel in großen Massen vom Himmel herab, so daß wir unsern Tod jede Stunde vor Augen sahen.

Als wir vielleicht hier bis fünf Tage hier zugebracht hatten, kamen verschiedentliche russische Gesellschaften auf Schlitzen zu uns gefahren, um uns zu betrachten; die wachhabenden Kosaken hielten sie indes eine gewisse Strecke vom Sitvat entfernt, was die mitleidigen Seelen jedoch nicht abhielt, täglich in

größerer Menge wiederzukommen und auch Körbe voll Weißbrot für uns mitzubringen. Da sie dies aber nicht an jeden einzelnen verteilen konnten, warfen sie es haufenweise zwischen uns. Obgleich nun die Geber gewiß nur die Absicht hatten, durch ihre Spenden die unglücklichen Gefangenen zu erquiden, brachte ihr Mitleid vielen von uns den Tod. Bei dem Aufsammlen der Brote, bei dem nur das Recht des Stärkeren galt, wurden die Schwächeren zurückgedrängt, ja, wenn sie ihre Versuche erneuerten, erschlagen. Fast jedesmal bemächtigten sich so die Polen, deren Gesundheit und Kraft weniger unter dem gewohnten Klima und den Strapazen gelitten hatten, des unter uns getworfenen Weißbrotes. Meinem Freunde Wangemann war es übrigens auch einmal gelungen, ein paar solcher Brote zu erhaschen, die er redlich mit mir teilte; ich selbst war nicht zu bewegen, mich unter das Bedränge zu mischen. Meinen Krantaler hielt ich noch immer verborgen; ich konnte mich nicht entschließen, ihn für ein Stückchen Brot hinzugeben.

Eines Morgens ging ein Mensch in Kosakenkleidung zwischen uns umher und zeigte bald diesem, bald jenem russisches Kupfergeld, das er für Gold und Silber eintauschen wollte. Anfangs traute ich dem Handel nicht, weil ich den Wechsel für einen Kosaken hielt; als ich ihn aber deutsch sprechen hörte und er mir sagte, er habe sich noch vor Tagesanbruch heimlich zwischen uns geschlichen und sei ein Jude, zeigte ich ihm meinen Krantaler. Er sagte mir, daß er das Geldstück dem Werke nach nur als altes Silber gebrauchen könne, und gab mir dafür

42 russische Potaden (5 Kopelen machen einen Potaden und 20 Potaden einen Rubel). Dabei bemerkte er, daß man für jede Potade ein Stück Weißbrot bekommen könne. Bald darauf schlich er sich wieder heimlich davon.

Ungefähr hundert Schritte von unserem Bivouac stand ein großes hölzernes Darrhaus. Eines Abends, als die Kälte ihren höchsten Grad erreicht hatte, machten die Polen einen Ausfall auf dieses Gebäude und es gelang ihnen auch, bei der ersten Verwirrung der Kosaken die Hälfte des Hauses niederzureißen und sich des Holzes zu bemächtigen; allein ehe sie wieder ins Bivouac zurückgekehrt waren, hatten die Kosaken sie schon niedergemacht. Wegen dieses Attentats der Polen nun wurde uns für diesen Abend kein Holz verabreicht. Um uns einigermaßen gegen den schneidenden Nordostwind zu schützen, häuften wir die Leichen aufeinander und errichteten uns so eine Art Schutzwehr.

Am folgenden Morgen war beinahe die Hälfte der noch übrigen Gefangenen erstoren. Als unsere Wächter die furchtbare Wirkung der Kälte sahen, schleppten sie in aller Eile Holz herbei und es wurde nun an mehreren Stellen Feuer angezündet. Auch erschienen an diesem Tage wieder einige Schlitten mit Weißbrot, das auf die früher beschriebene Weise verteilt wurde. Mein Freund Wangemann hatte sich abermals in das Bedränge gewagt, kam aber mit leeren Händen zurück und klagte mir, daß ein Pole ihn dermaßen mit einem Knüttel über den Kopf geschlagen habe, daß er besinnungslos niedergestürzt sei und noch jetzt heftige Schmerzen empfinde. Seit



dieser Stunde schwand ihm der Mut, der ihn noch immer belebt hatte, er wurde gleichgültiger gegen die Gefahren, die ihn umgaben; auch konnte ich ihn nicht mehr vom Feuer wegbringen, so daß ich ernstlich um ihn besorgt war.

Da ich auch an mir selber immer mehr die Folgen des Hungers und der Kälte spürte, beschloß ich, wenigstens einen Versuch zu machen, dem sicheren Tode zu entrinnen und mit Wangemann zu entfliehen. Ich zog ihn deshalb vom Feuer weg und teilte ihm meinen Entschluß mit; aber er war schon so entmutigt, daß es großer Überredung von meiner Seite bedurfte, um seine Zustimmung zu erlangen. Wir verabredeten also, die folgende Nacht miteinander zu entfliehen.

Aber wie war es möglich, aus dem Kreise zu entkommen, ohne gesehen zu werden? Schon die Nacht vorher hatte ich, da wir ohne Feuer waren und die heftige Kälte mich nötigte umherzuwandern, wahrgenommen, daß die wachhabenden Kosaken hinter einem vier Fuß hohen Bretterverschlag lagen, wo sie sich große Feuer angezündet hatten und wegen der starken Kälte nur dann über diesen Verschlag und zur Seite spähten, wenn der Ruf „Kratou!“ (Paß auf!) sie erreichte. Dieser Ruf ging die ganze Nacht hindurch von einem Kosaken zum andern und es war wohl möglich, in der Zwischenzeit, ehe das „Kratou“ wieder herumlam, zu entfliehen.

Ich suchte nun einen Brotverkäufer auf, um einige Lebensmittel zu erlangen, damit wir nicht gleich den ersten Tag durch Hunger an unserer Flucht gehindert würden, und merkte mir genau die beiden Posten, zwischen denen ein Durchbruch

am leichtesten schien. Dann ging ich zu Wangemann zurück, um ihm dies alles mitzutheilen. Ich fand ihn jedoch nicht mehr an dem Feuer, an dem ich ihn zurückgelassen hatte, und es befiel mich die bange Ahnung, es möchte ihm etwas Schlimmes zugestoßen sein, da wir ausdrücklich verabredet hatten, uns an diesem Feuer wiederzutreffen. Nach langem Suchen fand ich ihn endlich an einem anderen Feuer, woselbst sich auch einige nur noch halb lebende Franzosen und sechs Holländer aufhielten. Ich bat ihn, er möchte aufstehen und mir folgen, da er doch wohl wüßte, was wir verabredet hätten. Als ich keine Antwort von ihm erhielt, richtete ich ihn auf die Beine; aber er fiel sogleich ohne alle Besinnung wieder auf die Erde nieder. Als ich mich über ihn beugte, hörte ich seinen Herzschlag nicht mehr; sein Puls stockte und seine Glieder wurden steif — er hatte ausgestirbt.

Mein Schmerz, daß ich den letzten meiner Freunde verloren hatte, war ebenso groß wie aufrichtig. Ich fühlte mich nun von allen verlassen und war nun umsomehr entschlossen, die Flucht zu wagen. Eine gewisse Gleichgültigkeit kam über mich, die sich vor noch größeren Gefahren, ja vor dem Tode selbst nicht mehr entsetzte.





## 11. Die Flucht

Es konnte 10 Uhr abends sein, als ich mich in die Nähe des Bretterverschlags begab, um einen günstigen Augenblick zur Flucht zu erspähen; aber die Wachen waren gerade sehr aufmerksam, was wohl in dem unruhigen Verhalten der Polen seinen Grund haben mochte. Indes eine Stunde später, als die Sitwatfeuer nur noch einen spärlichen Schein in die kalte Nacht warfen und die Lebenden fast ebenso ruhig dalagen wie die Toten, blickten die Kosaken nur bei dem „Kratou!“ über den Verschlag hinweg und ich sah, daß die Zeit meiner Flucht gekommen war.

Vorsichtig und langsam, jedem Aufblitzen eines Feuers ausweichend, damit mich nicht mein eigener Schatten verrate, näherte ich mich der Postenlinie. Ich hörte deutlich das Prasseln

der Feuer, die die Kosaken zu ihrer Erwärmmung angezündet hatten; sonst war alles ruhig.

Ich schlich weiter nach vorn und sah, wie die mir zu nächst postierte Wache es sich in halb sitzender, halb liegender Stellung am Feuer bequem gemacht hatte. Sie schien zu schlafen. Schon wollte ich an ihr vorbeischieben, als plötzlich der Wachruf mein Ohr berührte. Sogleich sprang ich hinter den Verschlag zurück und legte mich an ihm nieder. Nicht lange dauerte es, so sah ich den Kosaken, den ich eben im tiefsten Schlafe wähnte, über den Verschlag hinausspähen und hörte, wie er sein „Kratou!“ dem nächsten Posten zurief. Er hatte mich nicht bemerkt und ich konnte deutlich hören, wie er sich fester in seinen Mantel hüllte und seine frühere bequeme Lage wieder einnahm.

Nachdem ich noch einige Minuten in meiner Stellung verharrt hatte, ging ich leise aus dem Bezirk des Verschlags hinaus. Der Kosak regte sich nicht, obgleich der Schnee unter meinen Füßen knisterte und mein Herz so gewaltig schlug, daß ich glaubte, sein Geräusch müßte den tiefsten Schläfer wecken. Vorsichtig ging ich weiter, und erst dann begann ich eilends zu laufen, als ich mich von der Postenlinie weit genug entfernt glaubte, um nicht mehr gehört zu werden. Nachdem ich eine Viertelstunde gelaufen war, blieb ich stehen und dankte dem Schöpfer innigst für das Gelingen meiner Flucht von diesem Orte des Grauels und des Todes.

Wohin aber sollte ich mich nun wenden? In dem hohen Schnee vermochte ich auch nicht die Spur eines Weges zu

entdecken, und gelang es mir auch, Menschen und Häuser aufzufinden, so verstand ich nicht Russisch und war der wilden Wut der erbitterten Russen ausgesetzt, die keinen Gefangenen schonten.

Indes hatte ich von dem Juden, der mir den Krontaler wechselte, gehört, die Stadt, in deren Nähe wir bivakkierten, heiße Rosloto und in der Umgegend seien viele Landgüter, die Adelligen gehörten. Ich wanderte deshalb auf gut Glück, mein gekauftes Brot unterm Arm, in stockfinsterner Nacht gegen Süden und fand auch bald, was ich so sehnächtig gewünscht, eine Straße, die, wie ich vermutete, von Rosloto kam, denn sie war, wie alle Straßen in der Nähe von großen russischen Städten, an beiden Seiten mit Birken bepflanzt und mit sogenannten „Werstpfählen“ (Meilenzeigern)<sup>27</sup> versehen.

Ich lief, so schnell es mir der hohe Schnee und meine eigene Müdigkeit und Schwäche erlaubten, fast fünf Stunden lang auf dieser Straße, bis ich in der Ferne ein hellerleuchtetes Haus sah, auf das ich, obwohl es abseits der großen Straße lag, auch sogleich zging. Es war ein großes, schloßähnliches Gebäude. Ehe ich es jedoch erreichte, kam ich an einer Wassermühle vorüber, in der ich mehrere Leute sprechen hörte. Gern hätte ich mir schon jetzt einen Platz zum Ausruhen gesucht; aber ich konnte keinen Schlupfwinkel finden, in dem ich bis zum Morgen vor Entdeckung sicher gewesen wäre. Und die Beleuchtung auf dem Schlosse brachte mich auf den Gedanken, daß dort wohl eine große Gesellschaft russischer Adelliger versammelt sei; von diesen aber hatte ich bei ihrer Erbitterung

gegen die Fremden nichts Gutes zu erwarten. Ich mußte vielmehr fürchten, daß der Butsherr mich ungesäumt zu dem Marterplatz bei Rosloto zurückschleppen ließe.

Ich schritt daher trotz meiner wundnen Füße und meiner großen Ermattung weiter und stieß an den Saum eines großen finstern Waldes, wo sich der Schnee so hoch aufgehäuft hatte, daß mir das Gehen nur mit der größten Anstrengung möglich wurde. Hier kam ich wieder auf den Weg, der aber sehr schlecht und kaum gangbar war. Als ich ein paar Stunden auf ihm zurückgelegt hatte und abermals in der Ferne ein Licht schimmern sah, beschloß ich, darauf loszugehen, es mochte kommen, wie es wollte, meine Ermattung zeigte mir nur zu deutlich, daß ich nicht lange mehr würde gehen können.

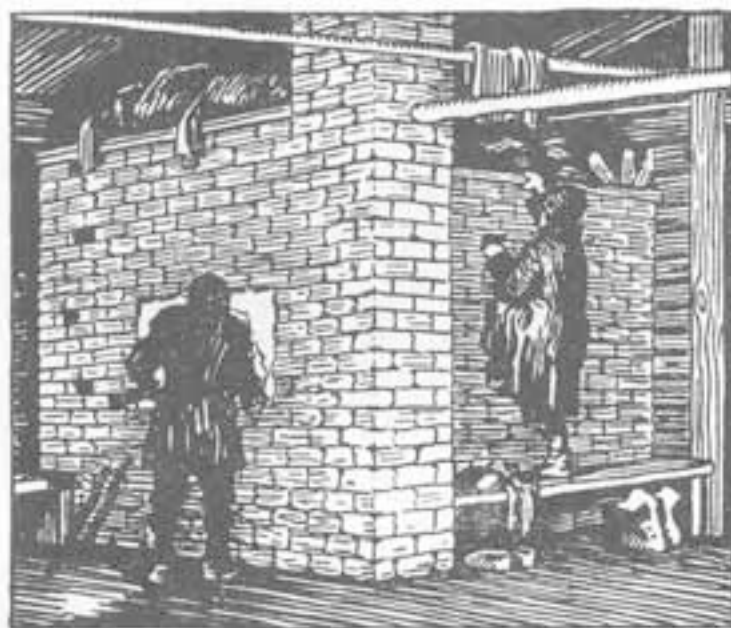
Ich befand mich bald in der Nähe des Lichtes, das aus einem kleinen Hause schimmerte, und blieb vorsichtig stehen, um noch einmal zu überlegen und zu lauschen. Im Scheine des Lichtes sah ich einen Mann ein und aus gehen, der Holz in einen Backofen warf. Da ich außer ihm kein lebendes Wesen in der Hütte entdeckte, trat ich endlich klopfenden Herzens ein.

Wider mein Erwarten war der Bauer, obgleich er kein Wort meiner Sprache verstand, freundlich und zuborkommend gegen mich; er legte sogleich mit Hand an, um mich von meinen durchnässten Kleidungsstücken zu befreien, knöpfte mir selbst die Samaschen los und fühlte gleich nach den Füßen, da er vermutlich meinte, sie wären mir erfroren. Dann deutete er auf den Backofen und gab mir zu verstehen, daß ich mich darauf niederlegen sollte, was mir aber wegen des starken

Rauches zunächst nicht möglich war. Als jedoch das Feuer gleichmäßiger brannte und der Rauch abgezogen war, kroch ich, der Weisung meines Wirtes folgend, auf den Ofen. Dort traf ich zu meiner großen Verwunderung die ganze Familie des Hauses an. Mein Brot hatte ich zur Seite auf eine Bank gelegt und meine Beinbekleidung daneben; dagegen verbarg ich den leinenen Beutel, der meine noch übrigen 28 Potaden enthielt, in meiner Mütze und legte mir diese unter den Kopf. Die schon auf dem Ofen Liegenden machten mir bereitwillig Platz, indem einige ihre Stellung veränderten, andere hinunterliegen.

Es ist leicht begreiflich, daß ich, obschon sehr ermüdet, in dieser ungewohnten Umgebung nicht gleich einschlafen konnte, und so hörte ich denn, wie sich unten in der Stube ein leises Gespräch entspann, von dem ich aber nur hin und wieder das verhängnisvolle Wort „Franzostki“ verstehen konnte. Es genügte, um in mir Empfindungen und Gedanken unangenehmster Art zu erregen. Was hatte ein „Franzostki“ von den erbitterten russischen Bauern wohl anderes zu gewärtigen als den Tod? Endlich übermannte mich dennoch der Schlummer und ich versank in einen ebenso betäubenden wie unerquicklichen Schlaf.

Drei Stunden ungefähr mochte ich so gelegen haben, als ein starker Lärm mich weckte. Ich war allein auf dem Backofen, die Stube unter mir wimmelte aber von russischen Bauern, die mir bereits, während ich schlief, mein Geld aus der Mütze gestohlen hatten. Sie starrten zu mir herauf und ich schaute sie an, wie wohl ein Vogel die Schlange anblicken



mag, deren Nähe ihm den unvermeidlichen Tod kündigt. Die Stube füllte sich immer mehr und mehr.

Es ist in den Häusern der Russen üblich, in den Stuben an der östlichen Seite ein Heiligenbild aufzuhängen. Wenn nun ein Fremder, ein Bekannter oder Verwandter zum Besuch in die Stube tritt, so geht er — ohne auf die Anwesenden Rücksicht zu nehmen — zuerst auf das Heiligenbild zu, verbeugt sich mehrmals vor diesem und schlägt ebensooft mit den Fingern

auf der Brust das Zeichen des Kreuzes. Erst nach dieser Zeremonie grüßt der Besucher die Hausbewohner.

So machten es auch hier alle Eintretenden. Ich sah dies, als ich, von dem Gemurmel in der Stube geweckt, die Augen ein wenig öffnete. Als ich vollends erwacht war, winkte man mir, meinen Platz zu verlassen und herunterzukommen, was ich auch augenblicklich tat, da mein Ungehorsam traurige Folgen für mich haben konnte.

Ich ging nun auch zuerst, als ich vom Ofen gestiegen war, in jene Ecke, in der das Heiligenbild angebracht war, und machte das Zeichen des Kreuzes, worüber sich alle sehr zu verwundern schienen; sie hatten wahrscheinlich vermutet, ein Franzose wisse von Gott und kirchlichen Zeremonien ebenso wenig wie einer ihrer tyrannischen Gutsbesitzer von Barmherzigkeit. Sie drückten diese Verwunderung aus, indem sie sich ansahen und zueinander sagten: „O Bogu meu — etto Kristianski!“ (Mein Gott, es ist ja ein Christ!)<sup>\*</sup>

Ich suchte ihnen darauf begreiflich zu machen, daß ich kein Franzose, sondern ein Deutscher sei, der nur gezwungen gegen die guten Russen ins Feld gezogen wäre. Aber sie verstanden mich nicht und zogen mich zu einem großen runden Klotz in der Mitte der Stube, wo ich mein Brot und auch eine

<sup>\*</sup> Die russische Regierung hatte die fremden Eindringlinge als Heiden und Feinde der Religion hingestellt und die Bauern zum „heiligen Krieg“ gegen die Franzosen aufgerufen. Viele Franzosen haben allerdings durch ihr Benehmen diese Behauptungen glaubhaft gemacht; denn sie haben beim Vormarsch Kirchen geplündert und in gemeiner Weise entweiht.



große Flasche mit Schnaps erblickte, die wahrscheinlich mit Hilfe der mir genommenen Potaden besorgt worden war. Nachdem ich meine inztolischen ziemlich getrocknete Fußbekleidung wieder angelegt hatte, wurde ich aufgefordert, mit meinen neuen Freunden Brantwein zu trinken; der Älteste der Anwesenden machte damit den Anfang, indem er einen hölzernen Becher von der Größe eines Bierglases vollschenkte, drei bis viermal das Zeichen des Kreuzes machte und ihn sodann

auf die Gesundheit der Umstehenden und der Selbigen in einem Zuge austrank. Dieses Beispiel ahmten die übrigen nach und so kam denn auch der Becher in meine Hände. Obgleich ich wenig Neigung hatte, in meinen nüchternen Magen eine so große Menge Branntwein zu schütten, trank ich doch, weil ich trinken mußte, und war froh, als bei dem zweiten Umgang des Bechers die Flasche früher leer ward, ehe ich an die Reihe kam.

Hierauf wurde mir durch Zeichen angedeutet, daß man mir die Hände zusammenbinden und mich dann weiter transportieren wolle. In demselben Augenblicke erblickte ich auch einen sogenannten Bauernkosaken, der mit einer Pike bewaffnet am Eingang der Tür stand. Jetzt dachte ich nicht anders, als daß man mich dem Transporte bei Rosloto wieder zuführen wolle, und es kam mir meine Lage so traurig vor, daß ich mich der Tränen nicht erwehren konnte. Indes hoffte ich, daß mich die Kosaken des Lagers nicht erkennen könnten, wenn man mich erst in der Nacht wieder abliefere, und daß dann mein Los sich vielleicht besser gestalten würde.

Ich suchte daher unter allerlei Vortwänden meinen Aufenthalt in der Hütte noch zu verlängern und ich hatte hievon wenigstens den Vorteil, daß mehrere Weiber, denen meine Jammergestalt und meine geschundenen Füße Mitleid einflößten, mich gegen die Kälte mit allerlei altem Zeug beschenkten. Auch meine Füße umwickelten sie und wünschten mir eine glückliche Reise.

Als ich ihnen zeigte, daß ich mit den dick umwickelten Beinen, die nun zwar vor Frost und Kot hinlänglich geschützt

sahen, in dem hohen Schnee nicht gehen könne, öffneten sie die Tür und ich sah einen Schlitten mit einem Pferde bespannt und noch einen zweiten Kosaken. Ich mußte hierauf den Schlitten besteigen. Auf mein Bitten, und da alle einsehen, daß ich in meinem Zustande nicht entfliehen oder sonst Schaden anrichten könne, wurden mir die Hände nicht gefesselt.





## 12. Die Rettung

Es mochte nachmittags zwischen zwei und drei Uhr sein, als meine Abfahrt, bei der sich das ganze Dorf versammelt hatte, endlich vonstatten ging. Ich fuhr auf demselben Wege, auf dem ich gekommen war, zurück. Die beiden Kosaken, die mich begleiteten, waren noch sehr jung und schienen mir auch gutmütig zu sein, und als mir nach Verlauf von etwa einer Stunde das Gebäude jenseits des Waldes einfiel, an dem wir nun wieder vorüber mußten, bat ich sie durch Zeichen, doch im nächsten Orte mit mir einzukehren. Sie schienen meine Bitte verstanden zu haben und nickten mit dem Kopfe.

Es begann zu dämmern, als wir das Ende des Waldes erreichten und ein ziemlich großes Dorf mit einem Schlosse vor uns liegen sahen.

Auf meiner Flucht aus dem Sitval bei Koskoto hatte ich, wie schon erzählt, unweit der Mühle ein großes Gebäude

bemerkt, das mich damals veranlaßte, meine Flucht fortzusetzen. Als ich aber jetzt dies Schloß wieder sah, zeigte ich dahin und bat meine Begleiter mit den Worten „Quartier! Quartier!“ dort ein Nachtlager zu suchen. Ich erhoffte von dieser Verzögerung meiner Auslieferung viel für mich; es mochte der Transport der Befangenen weitergegangen sein und die neuen Kosaken mich dann nicht wiedererkennen oder es konnte der Besitzer jenes Schlosses aus Mitleid mit meinem traurigen Zustande mich bei sich aufnehmen und bis zur endlichen Entscheidung des furchtbaren Krieges bei sich behalten. Jedenfalls fristete ich durch ein Nachtquartier einen Tag mein peinvolles Dasein.

Als wir bei dem Hause angelangt waren, deuteten mir die Kosaken an, daß ich aussteigen sollte, weil wir hier die Nacht über verbleiben würden. Obgleich ich nun nicht wußte, wohin mein Schicksal mich noch führen würde, freute mich doch die Aussicht auf ein warmes Lager und ich wollte rasch von dem Schlitten springen, um ins Haus zu eilen; da fühlte ich, daß mir trotz aller Umhüllung bei dem langsamen Fahren die Füße und Beine erfroren waren. Die Kosaken mußten mich nun in die große Stube tragen, die zu ebener Erde lag und worin ein großer Backofen stand. Raum war ich hier angelangt und hatte mich niedergesetzt, als schon eine große Anzahl von Männern, Frauen und Kindern in die Stube drangen und neugierig den „Franzosi“ betrachteten. Ein kleiner, etwa neun Jahre alter Knabe, der sich durch seine reinliche und schöne Kleidung vor den übrigen auszeichnete, fragte mich auf

französisch, ob ich ein Franzose sei. Ich erwiderte ihm, ich wäre ein Deutscher, und er sagte freudig, es sei auch eine deutsche Frau hier, die er sogleich herbeiholen wolle.

Die Freude, die mich bei diesen Worten packte, kann ich unmöglich beschreiben; ich sollte eine Deutsche finden, mit der ich deutsch sprechen, der ich meine Leiden und mein Unglück erzählen, die ich um Mitleid und Hilfe anflehen konnte! Die Hoffnung, daß meine Leiden nunmehr zu Ende seien und ich auf Pflege und Teilnahme gefühlvoller Menschen rechnen dürfe, preßte heiße Tränen der Freude und des Dankes aus meinen Augen.

Es mochten wohl nach der Entfernung des Knaben zehn Minuten verstrichen sein, als ich vom Eingange der Tür her die laute Stimme einer Frau vernahm, die sich durch den Haufen der mich umstehenden Russen einen Weg zu bahnen schien. Sie trat endlich auf mich zu und fragte sogleich: „Sind Sie ein Deutscher?“ Ich wurde fast besinnungslos vor Freude, als ich diese wenigen Worte meiner Muttersprache hörte, und besahte kurz ihre Frage, worauf sie ohnmächtig niedersank. Einige umstehende Frauen wuschen ihr das Gesicht mit kaltem Wasser, wodurch sie wieder zu sich kam. Sie erklärte mir, daß mein schrecklicher Anblick, meine elende, von Hunger, Kälte und den Strapazen ausgemergelte Gestalt und dazu die Gewißheit, daß ich ein Landsmann sei, ihr für den Augenblick die Besinnung geraubt hätten.

Ich bat sie nun, doch die vielen umstehenden Leute zu entfernen, damit ich imstande wäre, ihr mein Unglück zu



erzählen. Zugleich sagte ich ihr, daß meine Füße und Beine erstoren wären und ich mich so schwach fühlte, daß ich wohl bald dem Tod in die Hände fallen würde. Von dieser Auserung wurde sie heftig ergriffen; sie sprach ein paar Worte in russischer Sprache zu den Umstehenden, worauf alsbald die ganze Versammlung verschwand. Sie warf ihren Pelzmantel ab, zerschnitt mit einem Messer eilends meine Fuß- und Beinbekleidung, holte ein Gefäß mit Schnee herbei und bat mich, meine Füße sofort bis ans Knie (denn so weit war der Frost gedrungen) in den Schnee zu stecken. Sie sagte mir hierbei, daß dieses Mittel das einzige wäre, das mir helfen könnte, und befahl zwei anderen Frauen,



sogleich wieder frischen Schnee herbeizuholen, wenn der alte durch die Stubenwärme zu schmelzen anfinge.

Nachdem die gute Frau mir bei der Gutsheerrschaft die Erlaubnis zum Bleiben ertwilt hatte, sah sie die ganze Nacht bei mir und erzählte mir von ihren Schicksalen.

Sie war vor 25 Jahren mit ihrem Gatten, der Jung hieß, von Wien nach Smolensk gereist; hier besaßen sie eine Gerberei, welche die Familie anständig ernährte, auch nach dem Tode des Mannes. Als nun die Franzosen nach Smolensk kamen, mußte sie mit ihren beiden Töchtern wie alle anderen Einwohner fliehen. In der allgemeinen Verwirrung verlor sie ihre Töchter; sie selbst wurde hier, auf dem Landgute Magimqua, liebevoll aufgenommen. Die Gutsheerrin war nämlich eine Deutsche, die mit der Kaiserin\* als Hofdame nach Rußland gekommen war. Am Hofe hatte sie einen Major von der kaiserlichen Garde, Herrn von Fonton, geheiratet und vom Kaiser dieses Landgut — Magimqua — als Geschenk erhalten, dazu etwa 1200 Leibeigene.<sup>28</sup> Herr von Fonton hatte außerdem noch eine Anstellung als Oberforstmeister im Gouvernement<sup>29</sup> von Orel, weshalb er selbst in Orel, seine Frau aber mit zwei Kindern auf diesem Landgute Magimqua wohnte.

Ich hatte in der vorigen Nacht, als meine Flucht mich an diesem Schlosse vorüberführte, ganz richtig geurteilt. Es war hier eine große Gesellschaft versammelt gewesen, weil der Gutsheerr, der seine Familie auf kurze Zeit besucht hatte,

\* Die Kaiserin war eine Prinzessin aus Deutschland.

wieder nach dem Orte seines Berufes zurückzulehren gedachte und deshalb seine hiesigen Freunde noch einmal um sich sehen wollte, um ihnen Lebewohl zu sagen.

Ich erkannte hierbei so recht deutlich den Finger der Vorsehung. Denn Herr von Fonton war ein entschiedener Feind der eingedrungenen Fremdlinge und hätte mich — wäre ich bei seiner Anwesenheit nach Magimqua gekommen — gewiß sofort den Kosaken überliefert. Daß ich nun gerade jenen Abend zu meiner Flucht wählte, nach jener Gegend mich wandte, in jener Bauernhütte einkehrte und — zunächst nach dem Orte geführt wurde, wo zwei deutsche Frauen wohnten: sind diese scheinbaren Zufälligkeiten nicht Gottes Fügungen?





### 13. Mein Leben auf Magimqua

Mehrere Tage mußte ich unter starken Schmerzen zubringen und die Füße fortwährend in Schnee halten. Erst nach und nach gelang es, den Frost gänzlich aus den Beinen und Füßen zu vertreiben. Meine Landsmännin sorgte nun auch für passende Kleidung und sah darauf, daß ich eine gute Nahrung bekam, die meinen erschöpften Kräften wieder aufhalf.

Ich war denn auch nach Verlauf von drei Wochen wieder leidlich gesund und konnte mich nun der gnädigen Frau von Fonton zeigen, die schon mehrmals den Wunsch geäußert hatte, mich zu sehen und zu sprechen. Sie empfing mich in ihrem Vorzimmer und ich verfehlte nicht, ihr meinen innigsten Dank für die mir bewiesene Güte und Pflege auszusprechen, die allein mein Leben gerettet hatte. Dann erzählte ich ihr in Kürze meine Unglücksfälle und beschrieb ihr die

barbarische Behandlung der Befangenen. Sie schien hiedon sehr gerührt und erwiderte, daß sie wohl von einer schlechten Behandlung der Befangenen gehört hätte; sie hätte aber nimmer geglaubt, daß man auf solch tyrannische Weise mit Menschen umgehen könne. Hierauf fragte sie mich, ob wohl unter den Befangenen auch deutsche Handwerker wären. Ich erwiderte, daß man gewiß unter ihnen Handwerker aller Art finden werde, wenn überhaupt vom ganzen Transporte, dem ich bei Moskau entflohen war, noch jemand am Leben sei.

Von diesem Transporte hatte indes Frau von Fonton gar keine Kunde erhalten; wohl aber wußte sie, daß mehrere Tausend Mann Befangene bei Praenst einer zehn Meilen von Magimqua gelegenen Stadt angekommen wären und daselbst sich schon einige Tage aufhielten. Sie schickte sofort einige Diener mit bespannten Schlitten und den nötigen Aufträgen und Befehlen nach Praenst. Am vierten oder fünften Tage kamen ihre Diener mit fünf Deutschen, je einem Schneider, Schuhmacher, Weber, Schlosser und Drechsler, zurück. Diese Unglücklichen, die ganz zerlumpt waren und erbärmlich aussahen, hatten ähnliche Schicksale wie ich erlitten. Sie waren jenseits der Beresina gefangen worden; doch hatten sie, da sie zu den Reserve-Truppen gehörten, den unseligen Rückzug von Moskau nicht mitgemacht. Weil ihnen allen verschiedene Körperteile erfroren waren, schickte Frau von Fonton nach Moskau und ließ einen Arzt holen, der auch ein Deutscher war. Dieser Mann hieß Krause und war aus Magdeburg gebürtig, hatte aber noch weniger Mitleid und

Erbarnten mit den Deutschen als selbst die Russen. Er kam zwar und untersuchte grob und hastig die Gefangenen, verschrieb ihnen auch Arznei, sprach aber kein Wort mit ihnen. Als ich ihn bei seinem Weggehen höflichst fragte, was aus den Gefangenen geworden wäre, die vor ungefähr drei bis vier Wochen bei Koslow im Sitwak gestanden hätten, antwortete er mir, diese Sippchaft läge samt und sonders erstoren auf dem Platze. Späterhin hörte ich die Wahrheit seiner Aussage noch von mehreren Augenzeugen bestätigen.

Obgleich die fünf Handwerker auf das sorgfältigste gepflegt wurden, starben sie dennoch einer nach dem andern und nur der Schuhmacher Lorenz Werner, aus dem Badenschen gebürtig, blieb am Leben. In des hatte er, wie auch ich, fortwährend mit verschiedenen Krankheiten zu kämpfen. So besiel mein rechtes Bein eine Lähmung, so daß ich in den ersten vier Wochen durchaus kein Gefühl darin hatte und erst nach Verlauf von sieben Wochen mittels einer Krücke imstande war, mich aufrecht von einem Fleck zum andern zu bewegen. Im Monat Februar des Jahres 1813 konnte ich jedoch die Stube wieder verlassen und ins Freie gehen. Aber das Wetter unterlagte mir das bald wieder, da Ende Februar eine solche Menge Schnee fiel, daß er an mehreren Stellen 10 bis 12 Fuß, durchgängig aber 4 bis 5 Fuß hoch lag. Zugleich stellte sich auch wieder stärkere Kälte ein.

Während meiner Krankheit hatte ich mit Werner eine eigens dazu erbaute Badstube bewohnt, die ungefähr 20 Schritte vom Schlosse entfernt lag; diese Stube wurde zweimal des

Tages mittels eines Badofens geheizt. Bequem eingerichtete Schlafgemächer findet man bei den gewöhnlichen Russen nicht und Betten, wie sie in Deutschland gebräuchlich sind, habe ich nie bei ihnen gesehen. Selbst die reichen Russen schlafen statt dessen in Pelzwerk. Ich hatte in meiner Badstube ebenfalls einen Pelz und eine Kopfunterlage, womit ich mich auf eine Bank oder auf den Ofen legen mußte. In keiner dieser Stuben und überhaupt in keiner russischen Bauernstube findet man Glasfenster, sondern nur viereckige Öffnungen, ungefähr 18 Zoll im Durchmesser, die mit einem Schieber versehen sind, um das nöthige Licht durchzulassen. In den Bauernstuben, die man in der Regel nur einmal des Tages durch den darin stehenden Badofen heizt — wobei der entstehende Rauch durch die Stubentür abziehen muß — werden aber bei starker Kälte auch Schweine, Schafe mit ihren Lämmern, Federvieh usw. herbergt und es bildet sich dann eine solch drückende Luft in ihnen, daß es nur Russen möglich ist, darin zu atmen.

Gleich nach meiner Genesung wurde mir eine kleine Stube im Schlosse eingeräumt, wo ich Gelegenheit hatte, mich mit den Kindern der Frau von Fonton zu unterhalten und ihnen einigen Unterricht im Schreiben und Rechnen zu geben. Auch bemühte ich mich, soviel als möglich von der russischen Sprache zu erlernen und mich überhaupt mit meiner Umgebung und der russischen Lebensart bekannt zu machen, da ich ja nicht wußte, ob ich nicht für immer in diesem Lande verbleiben mußte.

Seitdem ich mich auf dem Schlosse eingerichtet hatte, wohnte der Schuhmacher Werner allein in der Badstube und

konnte nach seinem Befallen arbeiten, wozu ihm das nötige Handwerkszeug und Leder geliefert wurden. Zugleich hatte er aber auch den Auftrag, ein paar junge Korbweber in seinem Handwerk zu unterrichten.

Die Grundbesitzungen des Gutes Magimqua waren sehr ausgedehnt; es gehörten dazu große Waldungen und ungeheure Ländereien und Wiesen, die aber nicht, wie in Deutschland, alle zum Anbau benutzt wurden. So zum Beispiel kannte man hier den Wert des Düngers gar nicht; statt ihn auf die Ländereien zu fahren, wurden die Wege damit ausgebeffert. Es befand sich ferner auf dem Gute eine sehr große Branntweimbrennerei; die Treberabwäse floß in einen breiten Teich, ohne daß es jemand eingefallen wäre, sie für das Vieh zu benutzen. Die Bearbeitung der Äcker, die Handhabung der Brennerei, der Öl- und Mahlmühle<sup>40</sup> geschah durch Korbweber, die sich jeden Tag, so wie es verlangt wurde, zu den vor kommenden Arbeiten stellen mußten.

In dem nahen Walde wohnte ein alter Mann in einem kleinen Blockhause, der die Aufsicht über 100 Kisten mit Bienen zu führen hatte. Dieser bekam wöchentlich nur einmal eine Sendung von Lebensmitteln und war seit sieben Jahren nicht von seinen Bienen weggekommen. Bei dem letztgefallenen hohen Schnee ließ er sagen, daß er von Wölfen beunruhigt werde, weshalb mich Frau von Fonton aufforderte, Jagd auf diese gefährlichen Gäste zu machen. Indes konnte ich das bei dem vielen Schnee und meiner gänzlichen Unkenntnis der Gegend nicht wohl unternehmen, obgleich die Regierung für jeden

erlegten Wolf 50 Rubel Papiergeld<sup>41</sup> bezahlt und der Jäger zudem auch den Pelz behalten darf. Glücklicherweise fiel es mir ein, gefallenes Vieh in Schußweite von der Hütte niederlegen zu lassen, um den Wolf herbeizuloden und ihn aus dem Blockhause, also aus einer sicheren Stellung, erschlehen zu können. Gleich am folgenden Morgen wurde nun auf meine Anweisung ein Stück Rindvieh, das die Nacht vorher auf dem Viehhofe trepelt war, hinausgefahren und neben der Hütte niedergelegt. Der alte Bienenwärter bekam den Auftrag, genau achtzugeben, wann sich ein Wolf sehen lasse, und mich davon alsbald zu benachrichtigen. Ich hatte mich mit Hilfe eines Utschlers ein Gewehr so instandgesetzt, daß ich recht gut damit schießen konnte, und als nach drei Tagen der Wolf sich richtig bei dem Kadaver eingefunden hatte, fuhr ich hinaus und hatte das Glück, gleich in der ersten Nacht, bei hellem Mondenschein, das Tier, einen starken männlichen Wolf, zu erschließen. Acht Tage später erlegte ich auf ähnliche Weise die Wölfin, so daß ich ein Schußgeld von 100 Rubel ausbezahlt bekam.

Bei meinen Streifereien traf ich auch prächtige Birkhühner, und da ihre Balzzeit gerade in den Monat April fällt, beschloß ich, Jagd auf sie zu machen. Aber es war ihnen schwer beizukommen, so daß ich es nur ihrer großen Menge verdankte, wenn ich zuweilen auf dem Striche eine von ihnen traf.

Zu Magimqua erlebte ich auch das Ostersfest, das höchste Fest der Russen. Unter Fasten und Beten bringen sie die Tage vor der Feier zu und die letzte Nacht vorher wird unter Wachen und Singen in der Kirche oder auch im Hause

verbracht. Da ich mit diesen Gebräuchen nicht bekannt war, legte ich mich in der Nacht vor Ostern wie sonst auf mein Lager, um zu schlafen. Aber kaum hatte ich mich niedergelegt, als mehrere Leute von der Dienerschaft in mein Stübchen kamen und mich nötigten, die Nacht mit ihnen zu durchwachen. Auch den Schuhmacher Werner hatten sie aus der Badstube geholt und er mußte ebenfalls die Nacht mit ihnen verbringen. Der Pope und vier geistliche Sänger sangen in der Kirche die ganze Nacht hindurch weiter nichts als: „Hospodi pamilui“ (Herr, erbarme dich unser!), während die Gemeinde fortwährend unter Verbeugungen das Zeichen des Kreuzes machte. Ich kann wohl sagen, daß sich der Gesang recht feierlich und gut ausnahm. Mit Anbruch des Tages küßte man sich und beschenkte einander mit buntgefärbten gekochten Eiern, indem man rief: „Christus was Chris, was istene was Chris“ (Christus ist erstanden, Christus ist wahrhaftig auferstanden).

So andachtsvoll und religiös auch dieser Tag von den Russen begonnen worden war, sie beschloßen ihn mit Ausschweifungen und Völlerei; denn gegen Abend waren sie samt und sonders berauscht.



#### 14. Neue Zuflucht

Gleich nach Ostern traten zu Nagimqua verschiedene Krankheiten unter den Selbstgeenen auf. Obgleich meine Landswärthin, die Madame Jung, die von den Russen Therese Wanuna genannt wurde, der Meinung war, diese Krankheiten rührten von den Franzosen her, konnte ich dies nicht recht glauben, um so weniger, als ich täglich Beispiele von der Unmäßigkeit der Russen mit eigenen Augen sah und zudem in Nagimqua nie ein Franzose gewesen war. In den Monaten April und Mai starben hier 50 Menschen; auch Frau von Fonton und Frau Jung erkrankten. Meine Angst war groß, und als der Doktor Krause, der von Roslow herbeigerufen war, eine sehr bedenkliche Miene machte, als endlich meine beiden Wohltäterinnen wirklich starben, war mein Schmerz grenzenlos.

Ein Eilbote ging nach Orel ab, um dem Baron die Trauernachricht zu bringen. Schon am fünften Tage kam dieser mit

Extrapost an; er war untröstlich über den Tod der geliebten Gattin, und als die Dienerschaft ihm sagte, die Krankheiten in Nagimqua, an denen so viele und auch die gnädige Frau gestorben wären, rührten von den deutschen Gefangenen her, da mußten wir augenblicks vom Hofe und uns ein anderes Unterkommen suchen.

Die Leiche der Frau von Fonton wurde über acht Tage lang ausgestellt und es kamen in dieser Zeit viele Bellsidsbesuche aus der Umgegend.

Eines Tages kamen auch mehrere Adelige in das Zimmer, wo die Leiche ausgestellt war, um das übliche Ceremoniell zu verrichten und nach russischer Sitte dann erst dem Leidtragenden das Bellsid auszusprechen. Ich saß in einer Ecke dieses Zimmers, gedachte der Wohltaten, die ich von der Verstorbeneu genossen, und ließ alle trostlosen Möglichkeiten, die von nun an, da ich wieder schuhlos da stand, mich treffen konnten, vor meinen Augen vorüberziehen.

Da trat noch sehr spät ein Herr herein, sprach sein Gebet, kam dann auf mich zu und fragte mich auf französisch, ob ich ein Franzose sei. Ich erwiderte ihm, daß ich ein Deutscher sei, den die verstorbene Frau von Fonton mitleidig aufgenommen und durch ihre Güte vom sicheren Tode errettet habe. Jetzt, da meine Beschützerin tot sei, würde ich und ein Landsmann von mir von dem Gutsherrn und der Dienerschaft als die Ursache der Krankheiten zu Nagimqua angesehen und als solche gehaßt und vertrieben. Es bliebe mir also nichts weiter übrig, als aufs neue einem ungetroffenen, vielleicht schrecklichen Lose entgegen zu wandern.

Er erwiderte mir hierauf äußerst freundlich in deutscher Sprache: „Es ist mir ungemein lieb, daß ich einen Deutschen antreffe; kann es Ihnen hier nicht mehr gefallen, so kommen Sie nur getrost mit Ihrem Landsmanne zu mir; ich liebe die Deutschen, habe viel Umgang mit ihnen in Petersburg gehabt und Sie sollen sehen, daß ich es gut mit Ihnen meine. Auch werden Sie bei mir deutsche Bücher finden, die mir von deutschen Freunden bei meiner Abreise von Petersburg zum Andenken geschenkt worden sind.“ Er sprach diese Worte langsam, mit Betonung jeder Silbe, wie ein Ausländer spricht.

Hocherfreut über dies Anerbieten, nahm ich es mit geglichemem Danke an. Darauf führte mich der Herr, der ebenfalls Gutsbesitzer war, Paul Gabriel von Restrov hieß und auf dem etwa vier Stunden von Nagimqua entfernten Dorfe Sarannua wohnte, vor die Haustür und zeigte mir die Richtung, in der sein Gut lag. Hierauf stattete er dem Herrn von Fonton den Bellsidsbesuch ab und fuhr, nachdem er sich nur kurze Zeit aufgehalten, wieder davon.

Ich eilte jetzt zu Werner, um ihn ebenfalls durch die Nachricht von unserem neuen Glück zu erfreuen; er war fast noch froher darüber als ich und wollte gleich die erste Nacht, ohne jemand weiter ein Wort zu sagen, auf und davon. Dies litt mein Dankbarkeitsgefühl aber nicht; wir hatten zu Nagimqua zumiel des Guten genossen, hier hatte sich die Wendung unseres traurigen Geschicks vollzogen und wir mußten auf jeden Fall dem Baron unseren Dank abstatten, ehe wir Abschied nahmen. Da auch Werner hiemit einverstanden war, ließ ich mich bei

Heren von Fonton anmelden; er wollte mich aber durchaus nicht sehen und ließ mir barsch zurücksagen: ich sollte mich zum Teufel scheren!

Da hielt auch ich es für das ratsamste, je eher je lieber von selbst wegzugehen, als später von der neidischen Dienerschaft weggesagt zu werden, und wir beschloßen, noch in dieser Nacht uns aufzumachen. Wir packten in aller Stille unsere Sachen zusammen und sagten abends um 11 Uhr in den letzten Tagen des Mai 1813 Ragimqua Lebewohl.

Mit welchen Gefühlen ich mich von diesem Orte trennte, wird jeder verstehen, der den Zustand und die Ausichten, mit denen ich dort angekommen war, zu würdigen weiß. Hier hatte die gütige Vorsehung mich der Teilnahme und Sorgfalt zweier deutscher Frauen übergeben; hier hatte ich ein Unterkommen gefunden, das mich dem sichern Tode durch die Pike der Kosaken oder durch Hunger, Kälte und Ermattung entriß; hier hatte sich mein Körper von den Folgen der erlittenen Strapazen erholt; hier hatte ich den entsetzlichen Winter beschloßen und die heiteren Tage des Frühlings erlebt; hier hatte ich so viel von der russischen Sprache erlernt, um mich künftig doch im Notwendigsten verständlich machen zu können; hier hatte ich Umgang mit zwei Deutschen gehabt und so meine Entfernung von der Heimat nicht so tief empfunden. Und diesen Ort sollte ich nun verlassen, ohne Dank gegen meine beiden Wohltäterinnen, als ein Verachteter, an dem man sich über kurz oder lang tätlich vergreifen würde? Meine Wohltäterinnen lagen in der kühlen Erde, meine Zukunft war,

wenn auch für den Augenblick nicht ganz aussichtslos, so doch unsicher. Wer wird es nicht natürlich finden, daß meine Brust von wehmütigen und traurigen Gefühlen erfüllt war?

Lorenz Werner wußte von diesem allem nichts; er war eine gutmütige Seele, aber dabei heiterer Natur und leichtem Sinnes.

Es war eine schöne Frühlingsnacht, als wir Ragimqua verließen. Der Mond schien hell, so daß wir recht gut unseren Weg verfolgen konnten und auch schon zwischen 3 bis 4 Uhr morgens in Barannua anlangten. Wir fanden zwar das Schloß des Herrn von Nestrow sogleich, wollten aber ihn und seine Dienerschaft nicht im Schlafe stören und begaben uns in aller Stille in die nicht weit vom Schlosse gelegene Badstube. Diese Stuben stehen immer offen. Da es nicht sehr kalt war und wir auch warm gekleidet waren, konnten wir es immerhin bis zum Morgen darin aushalten. Wir legten uns auf Bretterwerk, dankten unserem Schöpfer, daß er uns abermals ein freundliches Asyl<sup>42</sup> angetwiefen und wollten eben einschlafen, als wir bemerkten, daß ein Mensch vom Ofen kam und sich schnell entfernte. Obgleich wir uns nun für völlig sicher hielten, so beschloßen wir doch, uns nicht dem Schlafe hinzugeben, da wir es zu oft erfahren hatten, wie sehr die Lüge des uns feindlichen Volkes zu fürchten war. Indes ließ sich nichts mehr hören und sehen.

Am frühen Morgen schon kam der Baron von Nestrows in die Badstube, betwillingnete uns und nahm uns mit in seine Wohnstube, wo wir mit ihm Tee trinken mußten. Er erzählte

uns, daß er unverheiratet sei und mit einer bejahrten Schwester und einer Nichte auf diesem Gute lebe, und sagte uns, daß sich die beiden Damen darauf freuten, einmal Deutsche zu sehen, von denen er ihnen schon so manches habe erzählen müssen.

Den Schuhmacher Werner ersuchte er, wenn er sich doch einmal mit seinem Handwerk beschäftigen wolle, für die Damen einige Paar Schuhe nach deutschem Schnitt zu machen, wofür Schwester und Nichte ihm gewiß sehr dankbar sein würden.

Werner erklärte sich natürlich sogleich bereit. Für mich mußte der gütige Herr keine andere Beschäftigung, als daß ich beständig um ihn sein, daß ich mich mit ihm über Deutschland, über deutsche Sitten und Gebräuche unterhalten sollte; er hingegen wollte mir dann Unterricht in der russischen Sprache geben, da er der Meinung war, ich würde für immer bei ihm bleiben — man könne ja nicht wissen, wie lange der Krieg noch dauern werde, und bis zum Friedensschlusse sei an keine Auslieferung zu denken.

Ich machte in der russischen Sprache immer größere Fortschritte, da sich auch die Schwester und die Nichte des Barons, die beide kein Wort Deutsch verstanden, die erdenklichste Mühe gaben, mir russische Vokabeln<sup>12</sup> und Spracheigentümlichkeiten beizubringen. Doch mußte dieser Unterricht bald wieder ausgesetzt werden; ich wurde abermals krank und genötigt, vier volle Wochen mein Lager zu hüten.

Nur die liebevolle und aufmerksame Pflege, die mir von den beiden Damen zuteil wurde, konnte meine unerträglichen

Schmerzen einigermaßen lindern und ihr allein hatte ich es auch zu verdanken, daß ich schon im Anfang Juli wieder meine Stube verlassen durfte.

Um mich zu stärken und zu erfrischen, schlug der Baron mir vor, bei dem herrlichen Wetter in der Umgegend umherzustreifen. Ich ging gern auf diesen Vorschlag ein und lernte so noch manche Familie und manches schöne Landgut kennen, wo der Baron überall gern gesehen und geachtet war. Besonders gefiel mir eine Familie, die ungefähr 8 Meilen oder 56 Werst von Barannua wohnte und aus einer Dame mit drei Töchtern bestand, die 1500 Leibeigene und große, fast unabsehbare Ländereien und ungeheure Wäldungen besaßen. Sie freuten sich sehr, einmal einen Deutschen bei sich zu sehen, und waren höchst unwillig über Napoleon, da die Mutter in diesem Kriege drei Söhne verloren hatte, die in der russischen Armee als Offiziere gedient hatten. Ich suchte sie, so gut ich es vermochte, zu trösten, und war schließlich so gern bei ihnen gesehen, daß sie mich ernstlich baten, den Baron zu verlassen und bei ihnen zu bleiben, was ich natürlich nicht annehmen konnte.

Herr von Nestrow, der mir alle nur erdenklichen Annehmlichkeiten bereitete, bot mir sogar an, er wolle mir ein dem meinigen ähnliches Haus erbauen lassen, mir Grundstücke und Leibeigene schenken und mir auch bei der Wahl einer Frau behilflich sein. Ich erklärte ihm, daß ich seine väterliche Güte dankbar anerkenne, aber doch es vorziehe, in mein Vaterland zurückzukehren, das mir in der Fremde nur um so lieber



geworden wäre. Er lobte meine Besinnung und drang von nun an nicht mehr in mich, ganz in Rußland zu bleiben; trotzdem war er in seiner Freundschaft gegen mich immer derselbe und ich kann versichern, daß nicht ein Tag in Sarannua verging, da er mir nicht rührende Beweise davon gab.



## 15. Abschied und Rückkehr ins Vaterland

Anfangs August wurde eine Petersburger Zeitung an alle Gutsbesitzer geschickt, worin ein Ukas<sup>44</sup> des Kaisers Alexander in russischer, deutscher und französischer Sprache abgedruckt stand, der ungefähr so lautete:

Se. Majestät der Kaiser aller Rußen<sup>45</sup> habe mit Unwillen bemerkt, daß so viele Gefangene auf empörende Weise durch Mangel an Pflege und durch Mißhandlung ums Leben gekommen seien; dagegen wäre ihm aber auch nicht unbekannt geblieben, daß die adeligen Gutsbesitzer viele der Gefangenen bei sich aufgenommen und vom Tode errettet hätten. Indem Se. Majestät diesen Herrschaften dafür seinen Dank abstatte, halte er es sehr für zweckdienlich, daß ein genaues Verzeichnis der noch Lebenden aufgestellt und der

nächsten Behörde eingeschickt würde, damit man die Befangenen nach ihrem Willen in ihr Vaterland zurückschicken könnte.

Der Baron las mir und Werner mit ungeheurer Freude diesen Artikel vor und gab uns dann selbst die Zeitung zu lesen. Dann fragte er uns noch einmal, ob wir nicht lieber bei ihm bleiben als in unser Vaterland zurückkehren wollten. Wir erklärten nun abermals, daß unsere Sehnsucht nach Deutschland zu groß wäre, als daß wir in Rußland, auch in der Nähe eines so gütigen und menschenfreundlichen Herrn, jemals glücklich sein könnten. Darauf erwiderte er: so wolle er uns denn nicht länger mehr zureden; wir möchten jedoch so lange, als wir noch nicht zurückmarschieren dürften, nach wie vor bei ihm verweilen.

Am folgenden Morgen meldeten wir uns in Koslow beim Stadtkommandanten als Befangene und schon nach vierzehn Tagen kam der Befehl, daß wir uns in Koslow einzufinden hätten, um nach einem andern Orte — es hieß zuerst nach Saratow — abzugehen.

So groß unsere Freude auch war, so war doch unsere Trauer, von Sarannua scheiden zu müssen, groß und tief. Tränen standen in unseren Augen, als wir von den Damen Abschied nahmen. Weinend wünschten sie uns alles Glück und baten uns, doch ihrer in der Ferne bistweilen zu gedenken. Auch die ganze Dienerschaft hatte sich vor dem Hause versammelt und tief uns ein herzliches Lebewohl zu, als wir davonfuhrten. Der Baron von Restrow begleitete uns bis nach

Koslow; doch auch von ihm, unserm einzigen Freunde in dem weiten, weiten Rußland, mußten wir endlich scheiden.

In Koslow hatte sich die Behandlung der Befangenen, im Vergleich gegen früher, bedeutend geändert. Ding es uns auch kümmerlich, so brauchten wir doch nicht zu hungern, wir hatten ein Obdach, eine Schlafstelle und unser Wirt war für die Einquartierung verantwortlich. Werner und ich hatten überdies von dem Baron Restrow jeder zehn Rubel Kessergeld erhalten und dann besaß ich noch eine kleine Summe von dem Schutzgelde, das ich zu Magimqua durch die Erlegung der Wölfe verdient hatte. Wir konnten uns daher, während die übrigen von Brot und Branntwein leben mußten, doch täglich etwas Fleisch verschaffen und so uns eine Abwechselung in unsern Mahlzeiten bereiten.

Als nach Verlauf von ungefähr vierzehn Tagen 180 Befangene, worunter 150 Franzosen waren, nach und nach in Koslow sich versammelt hatten, marschirten wir, von zehn russischen Invaliden und einem Offizier begleitet, über Praenst nach Orel. In dieser schönen Gouvernementsstadt fand ich mehrere deutsche Befangene vor, denen es hier gut gefiel und die mir zuredeten, bei ihnen zu bleiben, zumal ich wegen des schlechten Zustandes meiner einmal erfrorenen Füße wohl nicht gut weitermarschieren könne. Ich begab mich deshalb mit Werner zum Gouverneur, um für uns die Erlaubnis auszuwirken, in Orel bleiben zu dürfen. Dieser Gouverneur, von Geburt ein Deutscher, nahm uns sehr gnädig und freundlich auf und schenkte auch jedem von uns einen Silberrubel;

aber unsere Bitte konnte er uns nicht gewähren: wir sollten nur getrost nach Saratow gehen, das in einer schönen Gegend läge und wo wir noch mehr Deutsche als hier antreffen würden.

Als ich mit Werner aus dem Zimmer des Gouverneurs trat, kam uns ein hoher Herr, mit einem Bärenpelz bekleidet, entgegen und wollte zum Gouverneur. Wir traten an die Seite und grüßten ehrfurchtsvoll. Er fragte: „Was seid ihr für Landsleute?“ — „Ew. Excellenz,“ sprach ich, „wir sind Deutsche!“<sup>46</sup> Darauf wandte er sich an mich mit der Frage: „Was hast du gelernt?“ — „Ew. Excellenz, ich bin gelernter Jäger und Forstmann!“ — „Gut, dich kann ich brauchen: komm in einer Stunde wieder, ich will mit dem Gouverneur deine Wege reden!“ Von Werner wollte er nichts wissen, weil er an Schuhmachern selbst keinen Mangel habe.

In Rücksicht auf meine leidenden Füße und Beine und in der Überzeugung, daß es mir, wenn ich mich noch mehr gekräftigt hätte, nicht verwehrt sein würde, nach Deutschland zurückzukehren, hatte ich wohl Lust, das Anerbieten des fremden Herrn anzunehmen.

Als wir vor die Tür traten, hielt dort eine glänzende Karosse, mit vier schwarzen arabischen Degenen bespannt. Ich schloß daraus, daß der fremde Herr ein sehr reicher und angesehenener Fürst sein müsse. Als ich aber Werner meinen Entschluß mittheilte, suchte er mich davon abzubringen, weinte, drang mit Bitten in mich und ließ nicht nach, bis ich mit ihm in ein Wirthshaus ging, wo die Sorge verdrunken, aber

auch zugleich die von dem genannten Herrn mir bestimmte Zeit verpaßt wurde.

Ich blieb und mußte mich nun entschließen, den zweiten Marsch nach Saratow anzutreten. Saratow war noch 950 Werst (oder 140 deutsche Meilen) von Orel entfernt und ich wußte kaum, ob meine wundten Füße mich so weit tragen würden. Werner aber, der inzwischen viele Sadener, also Landsleute, angetroffen hatte, wollte durchaus nicht weitergehen und blieb ohne Erlaubnis in Orel zurück. Er, der es unrecht fand, daß ich mich von ihm trennen wollte, trug seinerseits kein Bedenken, mich zu verlassen. Er hat später seine Übereilung sehr bereuen müssen.

Es tat mir leid, von diesem alten Befährten zu scheiden: wir hatten Schmerz und Freude lange miteinander geteilt und sollten uns nun vielleicht nimmer wiedersehen. Ich hätte ihn wohl bereden können, mit mir weiterzumarschieren: denn er war äußerst gutmütig und mir sehr ergeben. Allein was sollte ich ihn noch an mein ungewisses Schicksal ketten? Ich theilte meine Barschaft mit ihm und nahm Abschied.

Wir marschirten von Orel auf Woronesch. Da wir von hier aus oft durch weite öde Steppen zu wandern hatten, mußten wir meistens immer auf drei Tage Lebensmittel mit uns führen und oft zehn Meilen marschieren, bevor wir ein Dorf antrafen.

Auch in diesem Teile Rußlands ist der Schmutz in den Bauernhütten unerträglich und ich konnte im Quartier des Nachts vor Ungeziefer aller Art, besonders aber Wanzen,

kaum schlafen. Es war dies eine der größten Plagen, die mich wahrlich oft zur Verzweiflung brachte. Eine andere Unannehmlichkeit, von der man in Deutschland nichts weiß, sind hier die Tarakanen, dem Ohrwurm ähnliche Käfer, die man zu Tausenden in solchen Hütten antrifft. Zwar fügen sie dem Menschen kein Leid zu; aber sie verzehren die Eßwaren, wenn sie nicht gut verwahrt sind.

Da der nächste Weg von Woronesch nach Saratow fast immer durch die Steppe führt und das Wetter schon herbstmäßig wurde, so machten wir einen Umweg durch volkreichere Gegenden. Wir marschierten nämlich auf Tambow. Es war Ende Oktober, als wir in dieser großen Gouvernementsstadt ankamen. Mitte November erreichten wir endlich Saratow, eine große schöne Handelsstadt, wo man wohlfeil und doch gut leben kann. Es war ein reges Leben in den schönen Straßen und die sieben bis acht Werst (8 bis 9 km) breite Wolga war mit unzähligen Schiffen bedeckt, die hier vor Anker lagen. Sehr beträchtlich ist der Fischfang auf der Wolga und wir konnten für wenige Pfennige eine unglaubliche Menge Fische bekommen, unter denen sich besonders der schwachste Sterlet auszeichnete. Einen der größten Fische, den ich in der Wolga habe fangen sehen, nannten die Russen „Beluga“; es waren acht Menschen nötig, um ihn im Neße aufs Land zu ziehen.<sup>47</sup>

Gleich nach unserer Ankunft mußten wir uns vor dem Schlosse des Gouverneurs versammeln und erhielten die Mitteilung, daß wir vorberhand in einer Vorstadt einquartiert und verpflegt werden sollten.

Am folgenden Tage ging ich mit einem Deutschen namens Fischer in die Stadt, teils um ihre Merkwürdigkeiten zu besehen, teils auch um Landsleute aufzusuchen. Wir kamen auf den Marktplatz, wo gerade Wochenmarkt war und ein reges Leben herrschte. Wir sahen hier allerlei fremdartige Menschen und unter anderen auch ein paar Bauern, die zwar auf russische Art gekleidet, aber bei weitem reinlicher und gefälliger aussahen als die russischen Bauern, und die auch, was uns besonders auffiel, ihre Gesichter rasirt hatten, da doch sonst die Bauern alle einen langen Bart trugen.

Fischer und ich erschöpften uns in Vermutungen über diese beiden Leute, konnten aber zu keinem Ergebnis kommen; wir gingen also näher auf sie zu und betrachteten sie neugierig. Sie bemerkten uns ebenfalls und mochten auch unser Gespräch gehört haben; denn einer von ihnen kam mit freundlicher Miene auf uns zu und sagte, er und sein Befährte seien ebenfalls Deutsche. „Wir sind“, fuhr er fort, „nicht allein des Marktes wegen hiehergekommen. Wir haben in Erfahrung gebracht, daß mehrere Landsleute als Gefangene hieherkommen würden und so ist unser Ortsvorsteher zum Gouverneur gegangen, damit wir unsere deutschen Brüder mit auf unser Dorf nehmen und sie auf deutsche Weise verpflegen dürfen. Dafür sollen sie uns etwas von unserem lieben Vaterland erzählen!“

Wir waren hoch erfreut über diese Worte und dankten den guten Bauern herzlich für ihr gastfreundliches Anerbieten und nach Verlauf von ein paar Stunden kam auch der Orts-

vorsteher zu uns und brachte die freudige Nachricht mit, der Gouverneur habe seine Genehmigung zu unserer Mitnahme erteilt, jedoch die Bauern verpflichtet, uns auf Befehl zur verlangten Stunde wieder zurückzuliefern.

Am folgenden Tage wurden wir nun alle, ungefähr 28 Mann, von den deutschen Kolonisten abgeholt und in ihr Dorf gefahren. Dieses Dorf lag jenseits der Wolga, bestand aus ungefähr 70 bis 80 Häusern und war nur von Deutschen bewohnt, die, obgleich schon ihre Großkellern sich hier angesiedelt hatten, noch immer nach deutscher Art und Sitte lebten. Es finden sich im schönen Wolgatal sehr viele deutsche Kolonien, deren Bewohner alle in der größten Eintracht untereinander leben, von der Regierung auf jede mögliche Weise begünstigt werden, die schönsten Ländereien besitzen und auf diese Weise alle einen ziemlich hohen Wohlstand erreicht haben.<sup>48</sup>

Wir verlebten in diesem Dorfe zehn glückliche Tage. Alles, was unser Herz nur verlangte, suchten uns die guten Kolonisten zu verschaffen; auch die langentbehrten Kartoffeln genossen wir hier nach langer Zeit zum ersten Male wieder.

Mehrere Gefangene, namentlich Sachsen und Württemberger, die sich verbindlich gemacht hatten, Rußland nicht wieder zu verlassen, waren in diesen Kolonien geblieben und erklärten freimütig, daß sie mit ihrem Lose vollkommen zufrieden seien und sich nicht mehr nach Deutschland zurücksehnten. Auch uns suchte man zu überreden, hier zu bleiben;

doch konnten wir uns nicht entschließen, unserem Vaterlande für immer Lebewohl zu sagen, solange wir noch Hoffnung hatten, es bald wiederzusehen.

Als am zehnten Tage der Befehl eintraf, wir sollten nach Saratow zurückkehren, beschenkten uns die guten Menschen mit allerlei Kleidungsstücken, und unter inniger Dankagung und mit schwerem Herzen nahmen wir Abschied von diesen braven Leuten, die den Grundzug des deutschen Charakters, Biederkeit und Gastfreundschaft, so treu sich bewahrt und so herrlich bewiesen hatten.

In Saratow wurden wir nun mit einer großen Anzahl von Gefangenen auf der Wolga eingeschifft. Auf dem Schiffe befand sich eine große Anzahl Franzosen und unter ihnen auch ein gefangener Oberst von der Garde Napoleons, der natürlich von seinen Landsleuten aufs höchste geehrt wurde. Obgleich die Franzosen schon von dem Abfall der deutschen Fürsten von Napoleon gehört hatten und höchst erbittert auf uns deutsche Gefangene waren, hielt doch die Gegenwart des Obersten die aufgeregten Gemüther im Zaume und es herrschte die größte Ordnung auf dem Schiffe. Wir fuhren vierzehn Tage lang auf der Wolga, bis man uns wegen eintretender strenger Kälte in der Nähe von Nishnij-Nowgorod ans Land setzte. Wir wurden in ein am Ufer liegendes Krondorf<sup>49</sup> einquartiert, wo wir drei Tage verblieben und hier endlich die gewißte Nachricht erhielten, daß wir nach der Gouvernementsstadt Pensa marschieren und daselbst die Zeit der Gefangenschaft zubringen sollten.

Ende Dezember 1813 gelangten wir endlich bei sehr kaltem Wetter in dem Orte unserer Bestimmung an. Wir fanden hier mehrere deutsche Offiziere, namentlich von westfälischen, bayerischen, württembergischen, sächsischen und badischen Regimentern, die uns mit der tröstlichen Nachricht entgegenkamen, daß unsere Befreiung und Auslieferung nicht mehr fern sei und die betreffenden Befehle jeden Tag von Petersburg erwartet würden. Ich schloß mich diesen Offizieren an und wir verbrachten die Zeit bis zu unserer Auslieferung so angenehm wie möglich.

Ich wohnte in Pensa bei dem Kapitän von Alten, der bei einem Geometer mitten in der Stadt ein recht wohlliches Stübchen innehatte. Von ihm hörte ich nun, daß in Pensa auch ein deutscher Schneider namens Ahlsdorf und ein deutscher Schuster namens Kracht wohnten, die beide sich durch Mildbütigkeit gegen die Gefangenen so ausgezeichnet hätten, daß sie in allgemeiner Achtung ständen. Ahlsdorf hätte namentlich den Offizieren unentgeltlich Kleidungsstücke durch seine Gesellen anfertigen lassen; Kracht bemühe sich ebenfalls zu helfen, sobald er bei seinem dürftigen Vermögen könne, und diesen beiden Männern allein verdankten die gefangenen Offiziere ihre jetzige erträgliche Lage. Auch wohne noch eine deutsche Hebamme, ein deutscher Büchsenmacher und ein deutscher Apotheker in Pensa. Die erstere sei eine wohlhabende Frau und bekümmere jeden Tag einige Gefangene; von den beiden letzteren wisse man nur, daß sie in Pensa wohnten, um ihre gefangenen Landsleute bekümmerten sie sich nicht im geringsten.

Da der Schneider Ahlsdorf zugleich Inhaber des besten Gasthofs in Pensa war, begab ich mich so bald als möglich zu ihm. Ich wurde äußerst freundlich aufgenommen. Der ehrliche Schneider war über die Mägen froh, wieder einem deutschen Landsmanne in der Not helfen zu können; er erquidte mich alsbald durch Speise und Trank und sagte mir, ich könnte zu jeder Zeit in sein Haus kommen und essen, wenn ich wollte. Darauf besah er meine Kleidung, und als er sie schlecht genug fand, ließ er sie sofort durch seine Leute ausbessern und ergänzen. Auch Kracht lud mich in sein Haus ein und besorgte mir für eine geringe Vergütung gutes und dauerhaftes Schuhwerk.

Diese beiden guten Menschen boten alles auf, um uns den Aufenthalt in Pensa zu einem angenehmen zu machen. Sie veranstalteten kleine Festlichkeiten, wo auf das Wohl Deutschlands getrunken wurde; sie machten uns mit der Umgegend, soweit es die Jahreszeit zuließ, bekannt und oft habe ich mit ihnen eine Schlittenfahrt gemacht. Sie wußten immer zuerst die Nachrichten von den Siegen, die die Verbündeten in Deutschland errungen, von Napoleons Zurückweichen, von der Möglichkeit des nahen Friedens; sie jubelten mit uns darüber, daß die Zeit unserer Erlösung immer näher kam.

Endlich ward uns in den ersten Tagen des Februar 1814 von dem Gouverneur, Fürsten Salizyn, unsere Befreiung bekanntgegeben. Zugleich hatte der Kaiser Alexander befohlen, jedem gefangenen Offizier hundert Rubel als Gratifikation (Bescheid) auszuzahlen, die Unteroffiziere und Soldaten aber

mit einer guten Winterkleidung zu versehen. Auch wurde den Offizieren Fuhrwerk zugestanden, damit ihre Reise sicherer und leichter vonstatten gehen könne.

Mitte Februar war alles zur Reise fertig. Je zwei Offiziere hatten einen Schlitten angekauft. Man versah sich mit Lebensmitteln auf mehrere Tage und vortwärts ging es nun, der lieben Heimat entgegen. Ahlsdorf und Kraft gaben uns das Geleite; sie konnten sich von uns kaum trennen und auch wir hätten gern die braven Männer in unserer Mitte behalten. Erst als wir einige dreißig deutsche Meilen von Pensa entfernt waren, entschlossen sie sich endlich zur Rückkehr. Den Abschied kann ich nicht beschreiben; Ahlsdorf gestand, daß dies ein trauriger Tag für ihn sei, noch viel trauriger als der, an dem er vor langen Jahren Abschied von seinem Geburtsorte genommen. Wir sprachen unterwegs fast immer von den beiden Braven und ewig werden sie in meinem Gedächtnisse leben.<sup>50</sup>

In Tambow angekommen, versahen wir uns aufs neue mit Mundvorräten; auch stießen mehrere Deutsche zu uns, während ein Transport von Polen und Franzosen noch weiter ins Innere von Rußland geführt wurde. Von Tambow aus ging es schnell durch die großen Steppen bis Woronesch. Die Bauern spannten immer bereitwillig und rasch an, um der Einquartierung zu entgehen, und der uns begleitende russische Offizier gab dies umso williger zu, als er sich an jedem Orte, wo wir eigentlich Quartier hätten nehmen müssen, von den Bauern, die dies gern vermeiden wollten, eine gewisse Summe für seinen guten Willen zahlen ließ.

In Woronesch hörte ich auf einmal meinen Namen hinter mir herschreien und Lorenz Werner, der früher eigenmächtig in Orel zurückgeblieben war, stand vor mir. Er war außer sich vor Freude, daß er mich wieder sah. Man hatte ihn gleich nach meiner Abreise von Orel gefänglich eingezogen, ihn ein um den andern Tag mit Stockprügeln betörtelt und überhaupt unmenschlich behandelt. Er bat mich nun, es zu betörteln, daß er mit uns zurückreisen dürfe. Das war auch gar nicht schwer, da der Kaiser befohlen hatte, daß man alle gefangenen Deutschen ungesäumt in ihr Vaterland schicken solle. Da Werner fast gänzlich von Kleidungsstücken entblößt war, teilte ich die meinigen mit ihm und kaufte ihm auch noch für neun Rubel einen Pelz, ohne den er es bei der Fahrt auf dem Schlitten gar nicht hätte aushalten können.

Von Woronesch fuhren wir nach Orel, woselbst unsere Reisegesellschaft sich wiederum vermehrte; es gesellten sich nämlich noch einige Offiziere und zehn Unteroffiziere und Soldaten zu uns. Wir beeilten unseren Marsch, so sehr wir nur konnten, weil der russische Winter sich seinem Ende nahte und wir dann unsere Schlitten hätten verlassen müssen.

Mit unglaublicher Schnelle durchflogen wir das Gouvernement Mohilew und kamen nach der Festung Sobrusk an der Beresina. Wir konnten hier keine Pferde mehr vor unsere Schlitten bekommen, weil der Krieg sie alle hinweggerafft hatte. Auch trat sehr Laubwetter ein und wir mußten unseren Marsch zu Fuß fortsetzen. Auf den schlechten, morastigen Wegen konnten wir täglich oft kaum drei bis vier Stunden

zurückliegen und nach unzähligen Mühseligkeiten, indem bald dieser, bald jener im Moraste stecken blieb und erst wieder herausgezogen werden mußte, gelangten wir nach Riese-  
witzsch.

Hier hatte uns vor zwei Jahren der König von Westfalen verlassen und wir waren damals mehrere Tage lang in dieser Stadt einquartiert gewesen, wo ich denn Gelegenheit gehabt hatte, einige Juden kennen zu lernen. Diese freuten sich sehr herzlich über meine Rückkehr und erwießen mir dadurch einen großen Gefallen, daß sie ein paar mir sehr befreundete Offiziere, die wegen erhaltener Schußwunden zu Fuß nicht mehr gut fortkommen konnten, auf Wagen nach Bialystock schafften, obgleich man ihnen nicht sogleich den Fuhrlohn bezahlen konnte.

In Bialystock, einer Grenz-Souveränitätsstadt, fanden wir unsern hannöverschen Kommissär vor, bei dem wir uns meldeten und sogleich unsere Löhnung ausbezahlt erhielten. Wir verweilten in Bialystock volle vierzehn Tage und hofften, daß noch mehrere Deutsche aus dem Innern Rußlands anlangen würden, was indes nicht der Fall war. Zugleich wurde die Russisch-deutsche Legion, die in diesem Souveränität Quartier hatte, aufgelöst. Die darunter befindlichen Hannoveraner und Braunschweiger wurden uns zugewiesen und so verließen wir, etwa achtzig Mann stark mit vier oder fünf Offizieren, Bialystock. Obgleich die Gegend, durch die wir unseren Marsch nehmen mußten, sehr unter dem Kriege gelitten hatte, trafen wir doch immer auf Städte oder große Dörfer,

die uns ein Obdach für die Nacht gewährten, und da hier allenthalben Juden wohnten, so konnten wir auch für Geld uns das anschaffen, was wir an Lebensmitteln bedurften.

Wir kamen nach Ostrolenka. Rings um die Stadt sind sumpfige Brüche<sup>11</sup> und wir marschirten von hier fast immer auf Knüppeldämmen nach Pultusk. Untertwegs trafen wir mehrere Dörfer an, die infolge des Krieges von ihren Einwohnern gänzlich verlassen waren, und es war ein Glück für uns, daß wir immer auf einige Tage Lebensmittel mit uns führten, da wir sonst oft in unseren leeren Quartieren hätten hungern müssen.

In Ploht angekommen, hielten wir einen Ruhetag; ich kam zu einem sächsischen Kaufmann ins Quartier, dessen Frau aus Leipzig gebürtig war. Obgleich wohlhabend, konnte sich meine Wirtin doch nicht in die polnische Lebensweise finden und sehnte sich nach Deutschland zurück. Ihr Mann sowohl als ihre beiden Söhne hatten jeder zwei lange Weichselzöpfe und es muß für eine Deutsche, schon des widerlichen Geruches wegen, eine unangenehme Sache sein, wenn sie Mann und Kinder Tag für Tag mit langen, schmutzigen Zöpfen, die vom Kopfe wie Hörner abstehen, umherlaufen sieht. Man darf diese Zöpfe, wie die Polen steif und fest behaupten, nicht abschneiden, weil sonst leicht gefährliche Krankheiten an andern Theilen des Körpers, besonders am Kopfe, entständen; ich glaube jedoch, daß man diese Krankheit durch äußerliche Reinlichkeit und öfteres Kämmen oder Bürsten der Haare wohl vermeiden kann.



Bei Ploß gingen wir über die Weichsel und kamen durch eine Reihe kleiner Städte nach Posen. In den Städten trafen wir fast durchgehends deutsche Handwerker an, namentlich Tuchweber, die uns alle eine freundliche Aufnahme bereiteten.<sup>12</sup> Es bedurfte hier keiner Quartierzettel, da die deutschen Einwohner ihre Landsleute gleich freiwillig mit nach Hause führten. Hier bekam ich nun nach langer, langer Zeit wieder ein Bett; aber ich war dieser Bequemlichkeit so entwöhnt, daß ich fast die ganze Nacht hindurch nicht schlafen konnte, obgleich ich äußerst ermüdet war. In Posen wurden wir zwei Tage aufgehalten, damit die Pässe nachgesehen würden.

Zwischen Schille und Meseritz betraten wir zuerst den deutschen Boden wieder; freudig begrüßten wir das Grenzzeichen, auf dem nach der einen Seite ein polnischer, nach der andern ein preussischer Adler wies.

Wir machten bei diesem Grenzpfahle halt und dankten Gott, daß er uns aus langen Leiden errettet und wieder in das liebe deutsche Vaterland geführt habe. Es war ein herzergreifender Anblick und Tränen liefen über die bärtigen, vom Wetter gebräunten Gesichter.

Im ersten preussischen Dorfe wurden wir mit Schnaps, Bier und Weißbrot erquickt und die Gemeinde war so erfreut über unsere glückliche Rückkehr, daß sie uns auch nach der nächsten Station, die nicht weit mehr entfernt lag, auf ihren Wagen fahren ließ.

Wir hatten von nun an immer eine liebevolle Aufnahme in unseren Quartieren und marschierten von Frankfurt an

der Ober auf Berlin, wo sich die Braunschweiger von den Hannoveranern trennten und über Potsdam und Magdeburg nach Braunschweig marschierten, während die anderen den Weg über Celle nach Hannover einschlugen.

Als Fied im Sommer 1814 nach zweijähriger Abwesenheit in die Heimat zurückkehrte, fand er bereits geordnete Verhältnisse vor. An Stelle des Königreiches Westfalen war das frühere Königreich Hannover wieder errichtet worden. Fied trat in den königlichen Forstdienst ein und wurde schließlich Förster in Söhre bei Hildesheim. Hier hat er als alter Mann seine Kriegserinnerungen niedergeschrieben. Gestorben ist er als Siebzigjähriger im Jahre 1858.

## Wort- und Sachertklärungen

<sup>1</sup> Garde — ursprünglich die Leibwache eines Herrschers, später Abteilung von besonders tüchtigen Soldaten (Kerntruppen), die gewöhnlich in der Nähe des Herrschers oder Feldherrn gehalten wurden.

<sup>2</sup> Über die Einteilung der „Großen Armee“ im Jahre 1812:

Die Kompagnie war der kleinste selbständige Truppenteil bezüglich Verwaltung und Verpflegung. 4—6 Kompagnien bildeten bei den Fußtruppen das Bataillon, die kleinste Befechtselanzheit der Infanterie.

2 Kompagnien bildeten bei der Kavallerie die Eskadron oder Schwadron, die kleinste Befechtselanzheit der Kavallerie.

2—4 Bataillone bildeten ein Infanterie-Regiment, meist 4 Eskadronen ein Kavallerie-Regiment. 2—3 Regimenter waren eine Brigade, 2—3 Brigaden eine Division.

Die Befechtselanzheit der Artillerie hieß Batterie (6—8 Geschütze).

Meist 2—4 Infanteriedivisionen samt einer Kavalleriedivision und ungefähr 6—12 Batterien bildeten das Armee-Korps.

Die Korps der „Großen Armee“ waren von verschiedener Stärke, je nach der Fähigkeit der führenden Marschälle.

Außer den Armeekorps gab es auch noch selbständige Kavalleriekorps, gewöhnlich zu 3 Divisionen Kavallerie mit teilender Artillerie.

Gerade das VIII. Armeekorps, dem Plet angehörte, war das kleinste. Es bestand aus einer Infanteriedivision (16 Bataillone) und einer Kavalleriebrigade (12 Eskadronen) samt Artillerie und einer Eskadron Garde du Corps (siehe Anhang 10), die den König Jerome nach Deutschland zurück begleitete.

<sup>3</sup> Tyrannei — Gewalt Herrschaft.

<sup>4</sup> König Jérôme war gutmütig und tapfer, aber sehr leichtsinnig, ja lieberlich. Das nahen nun die diesen (meist) französischen Schmarotzer, die sich an seinem Hofe zu Kassei sammelten, gründlich aus und so wurden die Steuererlöse des Landes in unzähligen Festlichkeiten verprast. Am Ende der Unterhaltungen entließ der König, der nicht gut deutsch sprach, seine Gäste oft mit den Worten: „Meine Herren, sein wir moegen wieder lustig!“ Davon bekam er den Beinamen „König Lustig“. — Den Bauern aber ging

es unter der französischen Herrschaft in mancher Hinsicht besser als früher, so daß sie nicht unzufrieden waren.

<sup>5</sup> Die Wenden sind Slawen in der sächsischen und preussischen Lausitz (an der obern Spree, rings um die Städte Bautzen und Rottbus), im ganzen bei 120.000 Seelen. Sie haben schon längst deutsche Kultur angenommen.

<sup>6</sup> bismarkieren — im Freien das Nachtlager aufschlagen.

<sup>7</sup> ein Dolmetscher — Übersetzer und Vermittler.

<sup>8</sup> Spanien konnte von Napoleon nie vollständig unterworfen werden.

<sup>9</sup> eine Ordonnanz — zu persönlichen Dienstleistungen befohlener Soldat.

<sup>10</sup> Garde du Corps — Leibwache, und zwar zu Pferde.

<sup>11</sup> Napoleon zeichnete seine Generale sehr gerne durch Fürsten- und Herzogstitel aus, die mit großen Geschenken auf Kosten der besiegten Länder verbunden waren.

<sup>12</sup> eine Granate — eine mit Pulver gefüllte Kugelfuge, die durch Zerspringen in viele Einzelteile einen größeren Schaden anrichtete als die damals meist üblichen Vollkugeln.

<sup>13</sup> Garnison — Besatzung. — <sup>14</sup> Chef — Vorgesetzter, Führer.

<sup>15</sup> 1 deutsche oder geographische Meile = 7 $\frac{1}{2}$  km!

<sup>16</sup> ein Glied — militärisch eine Reihe nebeneinander stehender Soldaten. — Flügelmann — der erste und der letzte Mann eines Gliedes, je nach der Stellung der rechte oder linke Flügelmann genannt.

<sup>17</sup> eine Haubitz — eine Kanone zum Beschleßen von Ortschaften, gedeckten Stellungen, Schanzen usw. Sie schleuderte ihre Geschosse im Bogen (Stellschuß) gegen das Ziel, so daß zwischenliegende Deckungen keinen Schutz gegen Haubitzgeschosse (Granaten) boten.

<sup>18</sup> eine Kartätsche — ein Leinwandbeutel oder eine Pappendeckelhülle gefüllt mit Pulver und Bleikugeln. Beim Abschleßen zerbrach die Geschosshülle noch im Geschützrohr, die Kugeln aber zerstreuten sich beim Verlassen des Rohres. Die Kartätschen wirkten nicht weit, sie wurden daher nur im Nahkampfe verwendet (etwa wie jetzt Maschinengewehre).

<sup>19</sup> Kapitän — Hauptmann.

<sup>20</sup> Das französische Heer bestand aus Linientruppen und Gardien. In die Garde, besonders in die „alte Garde“, wurden nur ausgewählte Leute aufgenommen.

<sup>21</sup> Janitscharenmusik = Militärmusik mit Schlaginstrumenten (Trommeln, Becken, Triangeln) außer den Blasinstrumenten.

<sup>22</sup> Adjutant = Begleitoffizier, der einem Kommandanten als Hilfskraft beigegeben ist. Bei der französischen Infanterie war er, im Gegensatz zum Brauche bei anderen Heeren, unberitten.

<sup>23</sup> Die damaligen Gewehre trugen nur 1000 Schritte weit; mit Sicherheit treffen konnte man aber nur auf 200 bis 300 Schritte, dann senkte sich das Geschoss merklich schnell.

<sup>24</sup> Die Pionier griffen den Feind in zerstreuter Linie an, um ihn durch ihr Feuer zu schwächen oder zu vertreiben. Dann erst rückte die eigentliche Angreifskolonnie in geschlossener Masse vor.

<sup>25</sup> die Front = die dem Feinde zugewandte Seite einer Truppensaufstellung.

<sup>26</sup> Fort = niederdeutsches Wort für Lurh, Röhre.

<sup>27</sup> Auf den Fahnenstangen der französischen Regimentsfahnen waren statt Spitzen Adler angebracht.

<sup>28</sup> Artillerietrain = Fuhrwerke mit Geschützmunition.

<sup>29</sup> Jouragewagen = Wagen für Vorräte.

<sup>30</sup> Sergeant = Zugführer. — — <sup>31</sup> Dreimaster = Generalschut.

<sup>32</sup> Am 2. Dezember 1805 stand Napoleon bei Austerlitz in Mähren den vereinigten Russen und Österreichern gegenüber. Als um 10 Uhr morgens die dicke Nebel wich und die Sonne über dem Schlachtfelde aufstieg, führte Napoleon den entscheidenden Stoß gegen die Russen und errang in wenigen Stunden einen glänzenden Sieg. Wenn er nun später seine Soldaten begeistern wollte, so sprach er sehr gerne von der „Sonne von Austerlitz“.

<sup>33</sup> Sergeantmajor = Feldwebel. — — <sup>34</sup> Eller = Erie.

<sup>35</sup> ein Taler = die größte deutsche Silbermünze und die deutsche Münzeinheit; der Reichstaler galt in Süddeutschland  $1\frac{1}{2}$  Gulden oder 90 Kreuzer. Das Kreuzergeld wurde in Silber und Kupfer geprägt. — Der Kronen, oder Kronentaler war eine besonders in Westdeutschland beliebte Silbermünze mit Kronenbildern; er war von westeuropäischer Herkunft und noch größer als der deutsche Taler.

<sup>36</sup> ein Rubel = die frühere russische Münzeinheit; ein Rubel hatte 100 Kopeken. — — <sup>37</sup> 1 Werst = etwas mehr als 1 km.

<sup>38</sup> Die Leibeigenschaft wurde in Rußland erst 1861 aufgehoben.

<sup>39</sup> Gouvernament = ein Landestheil, eine Provinz; Gouverneur = der höchste Beamte darin (Statthalter) — die russischen Gouvernements wurden gewöhnlich nach ihrer wichtigsten Stadt benannt, z. B. Gouvernament Orel.

<sup>40</sup> Öl presste man aus Flachse oder Leinsamen (Leinöl) und aus Kaptsamen (Räböl).

<sup>41</sup> Für 5 Rubel Papiergeld erhielt man einen Silberrubel.

<sup>42</sup> ein Asyl = ein Zufluchtsort. — — <sup>43</sup> ein Wakabel = ein Wort.

<sup>44</sup> ein Ukas = ein Erlaß, Befehl. — — <sup>45</sup> Majestät = vom lateinischen Maiestas, d. h. Hoheit. — Reußen = Russen.

<sup>46</sup> Ew. = Euer = Ejellenz = ein auszeichnender Titel für hohe Beamte und Offiziere.

<sup>47</sup> Seluga (richtiger „Sjelugja“) = der Haufen, bis acht Meter lang und sechzehn Zentner schwer. — Der Sterlet, bis ein Meter lang und zwölf Kilogramm schwer. — Sie sind den Sommer über im Schwarzen und Kaspiischen Meere. Im Frühjahre ziehen sie die Flüsse hinauf, um zu laichen (der Sterlet kommt in der Donau bis nach Lim), im Spätherbst, um sich mit den Köpfen im Schlamm zu vergraben und den Winterchlaf zu halten. Auf diesen Wanderungen werden die meisten gefangen. Die Jungen bleiben bis zu zwei Jahren in den Flüssen.

<sup>48</sup> In der entsetzlichen Hungersnot und Verwirrung des Jahres 1922 ist auch ein Teil dieser Wolgatsolonien zugrunde gegangen.

<sup>49</sup> Krondorf = ein der Krone, d. h. dem Zaren gehöriges Dorf.

<sup>50</sup> Ahlsdorf wurde später für seine Mildtätigkeit mit einem deutschen Orden ausgezeichnet; auch soll ihm der Kaiser Alexander ein Landgut mit 500 Leibeigenen geschenkt haben. Ahlsdorf darf aber nicht mit dem Schneider Egetmeyer verwechselt werden, von dem J. P. Hebel im Schatzkästlein erzählt. Es hat eben in Densa zwei mildtätige deutsche Schneider gegeben (siehe die Untersuchungen des Professors Schneider in Böttingen 1909).

<sup>51</sup> ein Truch = nasses Land, mit Bäumen und Sträuchern bestanden, oft von klaren Gewässern durchströmt.

<sup>52</sup> Die Kultur in Polen ist größtenteils deutschen Ursprungs. Die Deutschen waren hier überall Lehrmeister — als Landwirte, Handwerker, Lehrer, Ärzte usw.

## Übersicht über den Feldzug 1812

24. bis 26. Juni 1812: Übergang Napoleons über den Niemen, 410.000 Mann.  
(über 100.000 Mann wurden später nachgeschoben.)
28. Juni: Einzug in Wilna.
29. Juli: Einzug in Warschau.
16. bis 18. August: Kampf um Smolensk.
24. August: Napoleon rückt mit nur mehr 160.000 Mann weiter vor.
7. September: Schlacht von Borodino.
15. September: Einzug Napoleons in Moskau.
15. bis 19. September: Brand von Moskau.
19. Oktober: Abzug Napoleons von Moskau mit 108.000 Mann.
6. November: Einsetzen der großen Kälte.
9. November: Napoleon wieder in Smolensk (mit dem Nachschub  
60.000 Mann, Bewaffnete und Unbewaffnete).
24. bis 28. November: Der furchtbare Übergang über die Beresina bei Treibfeld.  
Vorher Laubwetter! Etwa 30.000 Mann erreichen das andere Ufer.  
3 Tage nachher hat Napoleon nur mehr 9000 Mann.
5. Dezember: Napoleon verläßt das Meer.
- Mitte Dezember: Der Rest der Großen Armee, etwa 1000 Bewaffnete und  
ein Trupp von Nachzügeln, geht bei Kolomo über die Steyne nach  
Preußen.

Eine vortreffliche Ergänzung zu diesem Buche ist „Der kleine Trompeter“ (Erlebnisse eines jungen Deutschen i. J. 1812) von Karl Schick, Österreichischer Bundesverlag, Wien. Mit Bildern von R. v. Wittke.

